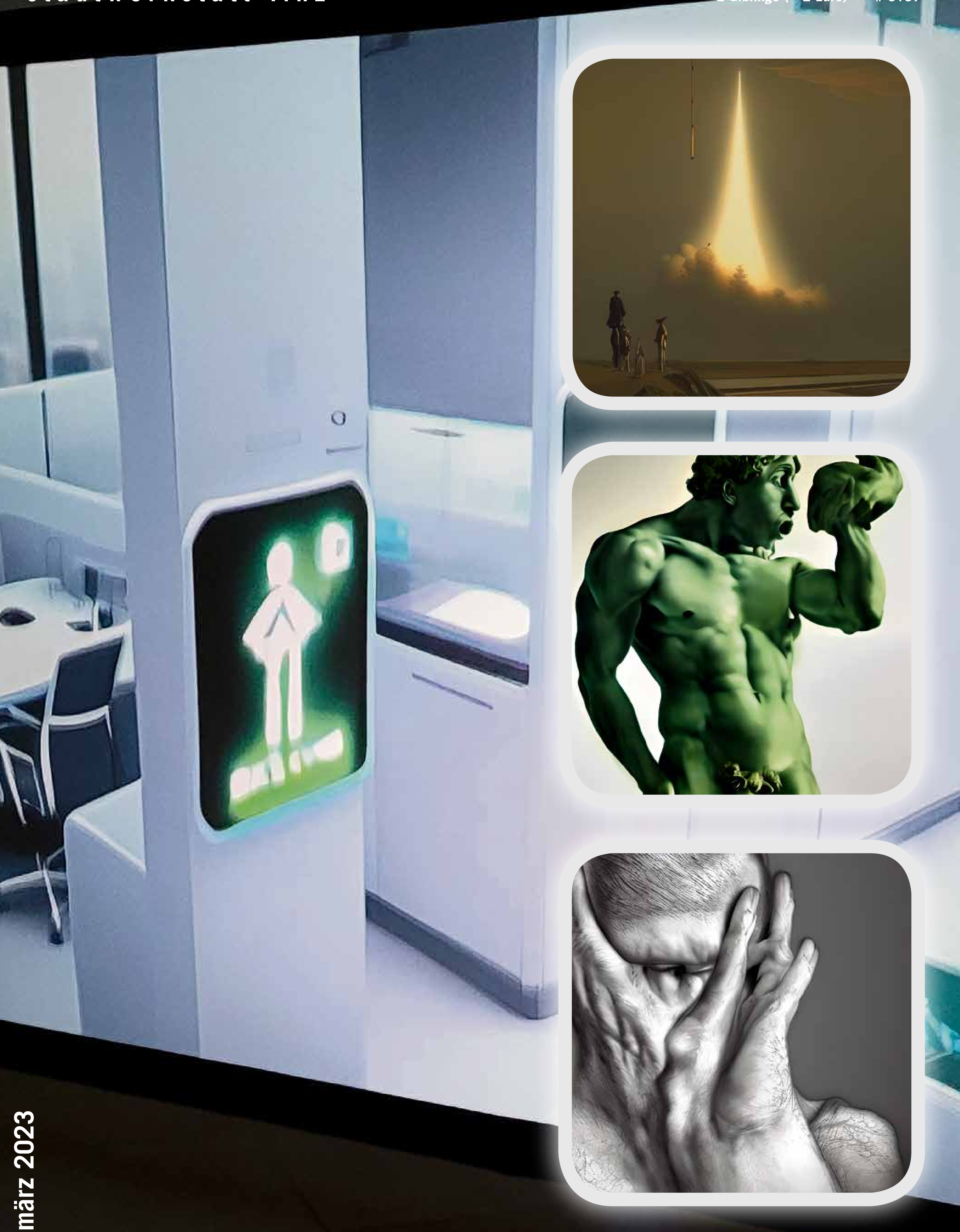
VERSORGERIN

stadtwerkstatt linz

2 Giblinge (= 2 Euro) *# 0137*



märz 2023

versorgerin Nr. / 137 / maerz 2023 / österreichische Post AG / MZ 15Z040481 M, **VORTEILSTARIF,** Stadtwerkstatt, Kirchengasse 4, 4040 Linz

editorial

In einem Brief an den Politikwissenschaftler Harold Laski formulierte Max Horkheimer 1941 den Gedanken, dass man zwar den Antisemitismus nur aus der Gesellschaft heraus verstehen könne – es ihm aber immer mehr scheine, als könne mittlerweile Gesellschaft selbst nur durch den Antisemitismus richtig verstanden werden. Angesichts global zunehmender antisemitischer Einstellungen und Gewalttaten zeigt sich die anhaltende Aktualität von Horkheimers Überlegungen. Es geht um psychotische Reaktionen auf Krisen und kapitalistische Zumutungen, die aber an christlich tradierten Antisemitismus andocken können. Diesem hat Tilman Tarach sein Buch »Teuflische Allmacht« gewidmet, das *Stefan Dietl* vorstellt. Natürlich sind auch gezielte Desinformationskampagnen und Propaganda ein Faktor in der Verbreitung des Hasses auf Jüdinnen, Juden und Israel – Léon Poliakovs erstmals auf Deutsch erschienener Essay »Von Moskau nach Beirut« dokumentiert dies eindrücklich, wie *Alexandra Bandl* feststellt.

Für den austrofaschistischen Ständestaat lassen sich ebenfalls genügend antisemitische Tendenzen konstatieren – anders als bei den Nazis waren jüdische Künstlerinnen und Künstler aber nicht offiziell geächtet, bzw. wurden sogar – wie im Falle Gustav Mahlers – zum kulturellen Aushängeschild. *Paul Schuberth* analysiert den damaligen Umgang mit den »Tonheroen«.

In absehbarer Zeit werden sich im kulturellen Kanon wohl auch KI-generierte Kunstprodukte finden – beim Cover hat sich die Redaktion deshalb ein »Zusammenwirken« mit zwei Künstler:innen erlaubt, die ihrerseits, wie es oft so schön heißt, ein »neues Zusammenarbeiten« von Menschen und Maschinen thematisieren. Auf dem Cover ist deshalb als »Bildbasis« zu sehen: eine Ausstellungsansicht von S()fia Bragas Präsentation »Felt Cursed, Might Delete Later« im Linzer Atelierhaus Salzamt. Es geht um eine künstlerische Arbeit zu Maschinenblick, AI und zur posthumanistischen Phantasy: Die Ausstellung war bereits im Februar, eine Besprechung von *Tanja Brandmayr* findet sich in den Innenseiten des Heftes. Über diese Ausstellungsansicht am Cover haben wir quasi als drei offene Fenster drei AI-generierte Bilder von *Michael Aschauer* gelegt, der sich in seinem Versorgerin-Text auf bildgenerierende KI fokussiert und was deren Verwendung für die Idee des Kunstwerks bedeutet. *Patrick Derieg* wiederum geht in seinem Text auf die Vorgeschichte von Systemen wie GPT-3 ein und inwieweit für die Entwicklung proprietärer IT nichtkommerzielle Software vereinnahmt wurde. Die politische Dimension von Software und IT-Systemen zeigt sich außerdem in den Texten von *servus.at* über die Idee des Cloudstrike, sowie von *Barbara Eder*, die sich anhand der Autobiographie der ehemaligen Nachrichtenanalytikerin Chelsea Manning mit der prekären Situation von Whistleblower:innen beschäftigt.

Florian Hessel schreibt über einen Graphic Novel zu Frantz Fanon, *Till Schmidt* über die Psychoanalyse als globales Phänomen und *Magnus Klaue* zeigt in seinem Beitrag anhand des aktuellen Buches von Sarah Diehl, inwieweit die Verteidigung des Alleinseins konformistische Züge aufweist. Zum 8. März wird es außerdem eine Fülle an Veranstaltungen geben, zu denen sich in dieser Ausgabe Informationen finden, sowie ein Text von *Mika Egal* und *Moritz Pisk* zur Wiederaneignung der Clubnacht.

Außerdem noch in eigener Sache: Die finanzielle Situation gestiegener Druck- und Versandkosten, erhöhten Energiepreisen etc. ist zwar immer noch angespannt, aber wie es sich für gute Kapitalismusopfer gehört, Anlass für vorsichtigen Optimismus, das heißt in dem Fall für die Verbesserung in der Verschlechterung, sieht aber

die Redaktion.

Journalistischer Katechismus

Der Journalistische Katechismus ist eine Handreiche für all jene, die dauernd irgendwas mit Medien machen und darum keine Zeit haben, Machiavellis *Il Principe* zu lesen. Deshalb erscheint er auch häppchenweise in Serie.

Zweiter Teil / Erstes Hauptstück:
Von den Krankheiten der journalistischen Seele

Welche sind die Hauptkrankheiten der journalistischen Seele?

Diese drei: Verhärtung, Verblendung und der übereilte Eifer im Handeln.

Was ist die Verhärtung?

Die Unempfindlichkeit gegen irrelevante, aber verkaufsfördernde Pseudo-Skandale und verbohrtes Insistieren auf Tatsachen.

Woher entsteht diese Verhärtung, und was für ein Mittel muß dagegen angewendet werden?

Durch die irregeleitete Überzeugung, dass darüber zu berichten sei, was das Publikum erfahren *sollte* und die Vernachlässigung dessen, was die Kämme der *loud minority* und damit Auflage, Zugriffszahlen, etc. anschwellen lässt. Dies ist umso unverständlicher, als ersteres Expertise und Recherche bedarf, während letzteres lediglich dem limbischen System an die Amygdala fassen muss. Beim Wort »Personaldebatte« haben gefälligst die – vom ausufernden Social-Media Abusus – verquollenen Äuglein aufzuleuchten und die Schreibgriffel zu zucken wie die Frösche in Galvanis experimentellen Anordnungen.



Worin besteht die Verblendung des journalistischen Gemüthes?

Im Verlust des journalistischen *swag*, welcher dem Pressmenschen wegen seines Abfalls von *Clickbaiting*, bzw. fehlendem Einsatz von *Screamern* auf der Titelseite entzogen wird. Die Folge davon ist, daß er weder die öde Gleichförmigkeit des *nut and bolt-reporting*, noch die betörende Glorie des *crony journalism* sieht.

Was ist die Grundursache, dann das Heilmittel dieses Uebels?

Da dieses Uebel aus der Unwissenheit und von dem Toben der Leidenschaften entsteht: so muß man zu dem journalistischen Lichte seine Zuflucht nehmen, welches theils durch den Tarifvertrag, theils durch oftmaliges Nachdenken über uns selbst und über die Honorare bei unsern *freelance gigs* sich in uns einsenkt.

Was wird durch den übereilten Eifer im Handeln verstanden, und wie muß dieser im Zaume gehalten werden?

Der übereilte Eifer im Handeln ist ein gewisses Ungestüm, welches verursacht, daß das Gemüth sich stürmisch auf die Dinge, wonach es ein Verlangen hat, wirft und alles verkehrt thut, und beinahe nie eines innern Friedens genießt. Es ist ein löblicher Beginn, Scheindebatten loszutreten oder beherzt aufzugreifen und *aria fritta* zu ventilieren – diese Gäule dürfen aber nicht über deren Putreszenz hinausgeritten werden. *Pitch perfect* ist man erst dann, wenn die besserbezahlten Simulacra aus PR-Abteilung und Politikberatung fahrlässig zulassen, dass ihr Klientel für die Presse *a capella* singt und ihren *message-control malfunctions* freien Lauf lässt – auf dass die Scheisshausparolen wie eine La-Ola-Welle bis in die Hinterbank schwappen, um auch Gemeindefunktionären einen Kursanstieg an der Gerüchtebörse zu bescheren. Dann genügt es, auf dem bestellten Acker zu verharren und *kritisch nachzufragen*, da keine Gefahr besteht, die abgesteckte Scholle zu verlassen. Die Agenda ist gesetzt und steht auch nicht mehr auf – egal, ob man ihr gossipy oder soigniert daherkommt. Doch hier sollten wir nicht zu pessimistisch sein – der Lernwille auf journalistischer Seite ist vorhanden: Anders lässt sich die Adoration nicht erklären, wenn eine der Kreaturen aus dem Propagandakeller ihr Fleischi zum Trocknen nach draußen hängt und dem angstlüstern staundenden Presscorps seine Instrumente zeigt. Überambitionierter Eifer induziert auch einen Tunnelblick, der die Weiterentwicklung der Journalistin zum *Content-Merchant* behindert, da sie jene Opportunitäten übersieht, die sich als *Side-Gig* ergeben könnten.

Gibt es nebst den aufgezählten nicht noch andere und schwerere Krankheiten der journalistischen Seele?

Diese Frage ist keinesfalls ein *Three-Pipe-Problem* und lässt sich kurz und knapp mit Ja beantworten. Es gibt allerdings noch so viele, als es Laster gibt; indessen entstehen sie sämtlich aus reflektierter Empathie, welche in der Wirklichkeit nichts anders ist als die unordentliche Zuneigung des Menschen zum Wohle des zivilisierten Miteinander. Emotionen sollen sein ein Werkzeug zur Steigerung der Reichweite und nicht Anlass für Nüchternheit in der Berichterstattung. Nach all diesen Unterweisungen sollte einsichtig sein, worin diese Ehre besteht: It's the *Auflage*, stupid! Bigger is bigger und es ist egal, ob die Nachrichten falsch sind, solange es nicht die falschen Nachrichten sind.

Bonus-Sentenz fürs kleine Latinum: Extra blattam nulla salus – darin treffen sich Journalist und Entomologin.

Das **nächste Hauptstück** handelt von der Buße – also Richtigstellung, Gegendarstellung und Widerruf.

Vom Glück auf dem Feldherrenhügel

Erwin Riess skizziert Überlegungen zu aktuellen Zuständen in Österreich nach Motiven von Charles Sealsfields »Austria as it is«.

Metternichs Gespenster

Im Dezember 1827 erschien in London eine Streitschrift, die rasch Verbreitung fand und in mehrere Sprachen übersetzt wurde. Über die Identität des anonymen Verfassers wurde in Zeitungen und Intellektuellenkreisen gerätselt. »Austria as it is« beschrieb das Metternich'sche Österreich mit sarkastischem Witz und großem Wissen um die agrarischen und ökonomischen Verhältnisse. Besonderes Augenmerk legte der Verfasser auf die Herrschaftsstrukturen des Habsburgerreiches. Im Jahr 1854 wurde im schweizerischen Solothurn bei der Eröffnung des Testaments eines zurückgezogen lebenden Privatiers das Geheimnis der Urheberschaft der Streitschrift gelüftet. Es handelte sich um den in den 1830er und 1840er Jahren populären und geschätzten österreichisch-amerikanischen Schriftsteller Charles Sealsfield. Einen Mann, der Zeit seines Lebens Schwierigkeiten mit den österreichischen Behörden hatte und sich nach seiner Rückkehr aus den USA in der Schweiz niederließ. In Österreich, so seine begründete Befürchtung, würde man ihn einkerkern.

Brief an einen Freund

Verehrter Dozent!

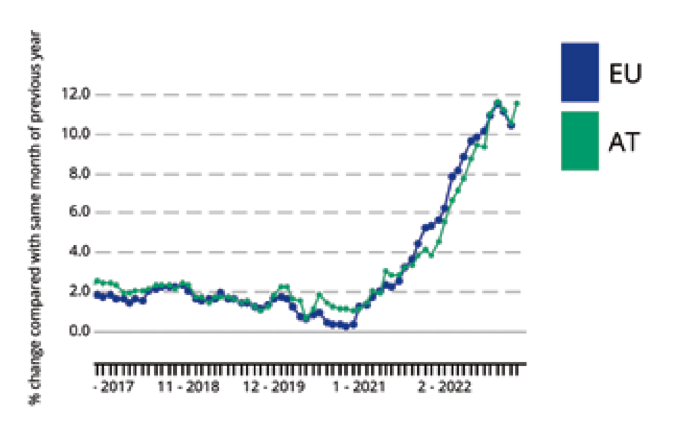
Sie halten in wenigen Stunden Ihre Antrittsvorlesung an der New York University zum Thema *Austria as it is 2023 – Sketches from a troubled state* und ersuchen mich um ein paar Informationen, die geeignet sind, Ihren Vortrag aus der Masse der soziologischen Veranstaltungen herauszuheben. Ich beeile mich im Folgenden, Ihrer Bitte zu entsprechen. Im Theater gab es früher »farbegebende Edelchargen«, eine im Aussterben begriffene Gattung von Schauspielern, die über das Talent verfügten, mit wenigen Sätzen zu brillieren. So sehe auch ich meine Rolle. Und ich füge die Warnung hinzu: Es soll schon vorgekommen sein, daß Edelchargen die Hauptdarsteller von der Bühnen fegten.

Teurer Freund!

Lassen Sie uns auf den Spuren von Charles Sealsfields »Austria as it is« zur Betrachtung einer institutionellen Säule des Staates schreiten, wenden wir uns der Gewerkschaftsbewegung zu, die seit 1848 in verschiedenen Formen existiert. Ich stütze mich hier unter anderem auf die Arbeiten des besten Gewerkschaftskenners, Emmerich Tálos, sowie auf Daten der Arbeiterkammer Oberösterreich und der Nationalbank.

Es gibt in der österreichischen Innenpolitik und den sogenannten Premium-Medien bestimmte Konstanten. Zu ihnen zählen das Schweigen über die wahren Machtverhältnisse im Land, die andauernde Umverteilung von unten nach oben, die Bekämpfung der Idee von längst überfälligen Erbschafts- und Vermögenssteuern und das Wegschauen angesichts einer seit mittlerweile über dreißig Jahren sinkenden oder bestenfalls stagnierenden Lohnquote, die den Anteil der Löhne an der Wirtschaftsleistung ausdrückt. Diese ist seit dem Ende der 80er Jahre von 75% auf 68,6% im Jahr 2021, dem niedrigsten Wert seit Beginn der modernen Aufzeichnungen, gesunken – und das bei einer durchschnittlichen jährlichen Steigerung der realen Produktivität je Arbeitsstunde von 2 bis 3%.

Eine abgeleitete Größe dieser Konstanten ist die Selbsteinschätzung der Bevölkerung hinsichtlich ihres Status in der Gesellschaft. Zwei Drittel aller ÖsterreicherInnen geben an, sich dem Mittelstand angehörig zu fühlen. Das ist weit übertrieben und spiegelt eher die Aufstiegsambitionen von Menschen aus dem Dienstleistungsproletariat, welches oft einen migrantischen Hintergrund aufweist, den unteren Segmenten der Arbeiterklasse und abgestiegenen Gruppen des Kleinbürgertums wider. Gruppen, die objektiv vor dem Absturz nicht nur in die *relative* Armut stehen – in der sind sie längst angekommen –, sondern sich mit der Perspektive konfrontiert sehen, in die *absolute* Armut abzugleiten. Unter diesen Menschen finden sich besonders viele Frauen, oft Alleinerzieherinnen, Pensionistinnen, Arbeitslose, prekär Beschäftigte, kranke und behinderte Menschen (unter ihnen 25.000, die in Heimen von Sozialhilfeträgern wie der Lebenshilfe in Küchen, Wäschereien und dem Reinigungsdienst arbeiten, dafür aber nur ein Taschengeld von 20 bis 40 Euro – im Monat! – erhalten und noch dazu nicht einmal pensionsversichert sind).



Eine Untertreibung: Inflationsentwicklung anhand des Harmonisierten Verbraucherpreisindex im Vergleich zum Vorjahresmonat: Österreich und EU (Quelle: Eurostat)

In diesem Drittel der Gesellschaft ist die in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts als Gefahr beschworene Zweidrittelgesellschaft längst Wirklichkeit geworden und hat sich verfestigt. Es ist dieses Drittel der Gesellschaft, das von der explosionsartig gestiegenen Inflation und den mit dieser einhergehenden horrenden Preiserhöhungen bei Energie, Mieten und Grundnahrungsmitteln besonders hart getroffen wird.

Auffällig ist die Überraschung der ÖkonomInnen über Ausmaß und Wucht der Inflation. Alle Prognosen und Beschwichtigungen erwiesen sich als grotesk falsch. Wenn man indes jahrelang die Finanzmärkte mit Geld flutet, sollte klar sein, daß der aufgeblähten Geldmenge keine entsprechenden Waren gegenüberstehen. Dies aber ist der klassische Treiber von Geldentwertung. Doch die ÖkonomInnen waren vom Wirken dieser Binsenweisheit überrascht wie das Christkind von weißen Weihnachten. Offensichtlich gilt auch in dieser Herrschaftswissenschaft der Grundsatz: *Besser gemeinsam irren als sich mit den Machtstrukturen anlegen.*

Zur Inflationslage ein letzter Hinweis: Seit Jahrzehnten gibt es neben der klassischen Inflationsrate Pensionistenindizes und einen Index für Grundnahrungsmittel. Diese beschreiben die von großen Teilen der Bevölkerung tatsächlich erlebte Geldentwertung und dort werden Erhöhungen von über zwanzig Prozent festgestellt. Eine wirksame Preiskontrolle findet ja, obwohl die Gesetzeslage das ohne weiteres erlauben würde, nicht statt. Es ist bezeichnend, daß diese Indizes, die die Wirklichkeit besser widerspiegeln als die allgemeine Inflationsrate, welche die realen Verhältnisse untertreibt, in den Lohnverhandlungen von den Gewerkschaftern nicht erwähnt werden. Angemessen wären nämlich Lohnabschlüsse von mehr als zwanzig Prozent, die tatsächlichen Lohnzuwächse aber betragen nicht einmal zehn Prozent. Einmalzahlungen sind für die von der Preiserhöhung betroffenen Menschen bestenfalls ein Tropfen auf den heißen Stein. Daß Einmalzahlungen bei Großfirmen und Industriebetrieben aber auch wirkmächtig sein können, wurde durch das vorweihnachtliche Förderungspaket für die Großindustrie deutlich. Sie sind in diesem Sektor derart hoch, daß einige Ökonomen, die sich noch einen Rest von sozialem Gewissen bewahrt haben, wie Christoph Badelt vom Fiskalrat und Gabriel Felbermayr vom Wirtschaftsforschungsinstitut, Warnungen vor Über-Förderungen aussprachen. Man muß sich nur anschauen, wer das Weihnachtsgeschenk an »die Wirtschaft« lobte: die Industriellenvereinigung, der Präsident der Bundeswirtschaftskammer, Mahrer, konservative Wirtschaftslandesräte in den Bundesländern und die Lohnschreiber der Wirtschaft in den Redaktionen der Tageszeitungen und konservativen Think Tanks wie *Agenda Austria.*

In den 70er Jahren setzte die Arbeiterbewegung bei den Lohnverhandlungen folgende Praxis durch: Abgeltung der auch damals hohen Inflation, spezielle Lohnerhöhungen im Niedriglohnsegment, plus drei oder vier Prozent Abgeltung des Produktivitätsfortschritts, der ja nur zum Teil von modernen Maschinen, zum Großteil aber von der Arbeitsleistung der Arbeiter und Angestellten und abgeleiteten Gruppen in Gesundheit, Bildung und Dienstleistung stammte. International war diese Vorgehensweise nicht unüblich: Die italienische Arbeiterklasse setzte durch ihre große linke Richtungsgewerkschaft CGIL die *scala mobile* (eine automatische Abgeltung der Inflation) durch. Andere Staaten wie Frankreich und Zypern, letzteres mit der mächtigen kommunistischen Gewerkschaft PEO, folgten. In beiden Fällen – und in Österreich – ging diese Praxis mit einer Steigerung der Lohnquote einher, für Millionen Menschen begann der Aufstieg in die unteren Ränge des Mittelstands. Auto, Urlaub und Studienkarrieren für die Kinder wurden möglich und Österreichs variable Arbeitskraft erfuhr eine umfangreiche Modernisierung, welche letztlich auch den Unternehmen zugute kam und die wirtschaftliche Konkurrenzposition Österreichs verbesserte. In jenen Jahren wurden mittels der beschriebenen »Lohnpeitsche« und der damit ausgelösten notwendigen Erneuerung des Maschinenparks wie nie zuvor Marktanteile im Weltmarkt erobert. Wenn der Satz »Geht es der Wirtschaft gut, geht's uns allen gut« je gestimmt hat, dann damals. Heute wagt dieser Satz sich längst nicht mehr in die Leitartikel der Zeitungen. Er ist zur Lüge verkommen.

Geschätzter Dozent!

Eine konsensorientierte Einheitsgewerkschaft führt über kurz oder lang zur politischen Einschläferung und Passivierung der Lohnabhängigen und zum umfassenden Verlust von Handlungs-, Protest-, und Kampfkompetenz. Das aber sind im Kapitalismus die einzigen Waffen von Anbietern der Ware Arbeitskraft. Oder wie Marx es formulierte: Gewerkschaften müssen den Kampf im Lohnsystem und *gegen* dieses führen. Fällt der zweite Teil weg, perpetuieren sich ausbeuterische Verhältnisse, die der Tatsache geschuldet sind, daß es einen gerechten Lohn nicht geben kann, weil es nun einmal die vertrackte Eigenschaft der Ware Arbeitskraft ist, mehr Wert zu produzieren als in ihre Herstellung und Ausbildung eingegangen ist. Jenseits aller moralischer Flausen ist das die Quelle der ökonomischen Ausbeutung, sie speist Mehrwert und Profit. In hochentwickelten Industriestaaten rechnet man – einen Achtstundentag zugrundegelegt –, daß 6,5 Stunden der Arbeitsleistung dem sogenannten *Arbeitgeber* (der eigentlich ein Arbeit*nehmer* ist) zugute kommen und der Rest von der Dauer eines Fußballspiels für die Reproduktion der Ware Arbeitskraft (Nahrung, Miete, Gesundheit) bleibt.

Eine längere Fassung des Textes erschien in der #8 der Zeitschrift »Die Sichel«.

Erwin Riess schreibt Romane, Erzählungen und Stücke. Sein aktueller Roman »Herr Groll und die Wölfe von Salzburg« ist September 2021 im Otto Müller Verlag erschienen.

Vom Gottesmord zum Golgotha für Palästina

In »Teuflische Allmachten« zeigt Tilman Tarach, dass sich der Antisemitismus wie eine Blutspur durch die Geschichte des Christentums zieht – bis heute. Von *Stefan Dietl.*

Mit der Behauptung des »Gottesmordes« war laut Andreas Peham vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands (DÖW) auch der erste antisemitische Vorwurf in der Welt. Ein Erbe, das bis heute fortwirkt. So war sich Adorno sicher, »dass die antisemitischen Ideen […] unmöglich ihre gewaltige Anziehungskraft ausüben könnten, hätten sie ihre kräftigen Wurzeln nicht [….] innerhalb der christlichen Zivilisation.« Umso erstaunlicher, dass in der Antisemitismusforschung die Beschäftigung mit diesen Wurzeln in den vergangenen Jahren höchstens eine untergeordnete Rolle spielte. Tilman Tarach durchbricht dieses Muster. Mit seinem Buch »Teuflische Allmacht. Über die verleugneten christlichen Wurzeln des modernen Antisemitismus und Antizionismus« begibt er sich auf die blutigen Spuren des christlichen Antisemitismus. Dabei stellt er die Mär vom »christlich-jüdischen Abendland« ebenso bloß wie das Gerede vom »importierten Antisemitismus«.

Tarachs Buch ist ein Streifzug durch die Geschichte des Christentums und des mit ihm untrennbar verbundenen Antisemitismus von der Entstehung der christlichen Glaubenslehre, mit seinem Vorwurf des Gottesmordes, bis zur heutigen Unterstützung judenfeindlicher NGOs durch kirchliche Gruppen. Detailliert beschreibt er anhand der antisemitischen Hetze von Päpsten und Heiligen, von Pogromen, Ritualmordlegenden, Vorwürfen der Hostienschändung, den spanischen Reinheitsgesetzen oder der christlichen Tradition des gelben Flecks[1] die Kontinuitäten des christlichen Antisemitismus über die Jahrhunderte. Tarachs Studie ist zugleich eine Kritik an weiten Teilen der heutigen Antisemitismusforschung und der geringen Aufmerksamkeit, die sie dem christlichen Antisemitismus schenkt. Akribisch belegt er, dass die Shoa nur auf Basis des christlichen Antisemitismus möglich war und weist nach, dass die »zum Glaubensbekenntnis gewordene kategoriale Unterscheidung zwischen sogenanntem christlichen Antijudaismus und modernem Antisemitismus nicht haltbar ist.« Immer wieder kann er mit seiner Analyse dabei zum Beispiel an Saul Friedländer oder den frühen Shoa-Forscher Léon Poliakov anknüpfen. In der Verleugnung und Ignoranz gegenüber den christlichen Wurzeln des Antisemitismus sieht Tarach vor allem die »Entlastungsstrategie einer christlich sozialisierten Gesellschaft«, »die es nicht wahrhaben möchte, dass der mörderische Antisemitismus nicht lediglich ein kurzfristiger ›Zwischenfall‹, sondern ein beständiger Begleiter ›unserer‹ Geschichte war«.



Bild: Wolfgang Sauber

Darstellung der angeblichen Hostienschändung durch Passauer Juden 1477 (Gemälde aus dem 16.Jhdt.)

Eine Traditionslinie, die bis heute relativiert wird, wie Tarach an zahlreichen Beispielen aufzeigt. Unter anderem an der Ignoranz gegenüber dem christlichen-fundamentalistischen Hintergrund extrem rechter Akteure wie Wolfgang Gedeon und diversen Vertretern der AfD. Ihre Ideologie wird nur selten mit ihrem christlichen Glauben in Verbindung gebracht. Dabei erweist sich Wolfgang Gedeon nicht nur als Anhänger der Protokolle der Weisen von Zion und anderer antisemitischer Verschwörungsideologien, sondern auch als glühender Verfechter einer christlichen Erneuerung Europas und des Kampfes gegen den »Judaismus«, der angeblich von der katholischen Kirche Besitz ergriffen hat. An seiner Seite weiß Gedeon dabei die klerikal-katholische Sekte der Piusbrüder. Deren millionenschwere Finanzgeschäfte wickelte als Justiziar über Jahre hinweg der AfD-Europaabgeordnete und stellvertretende Vorsitzende der sächsischen AfD Maximilian Krah ab, der auch Richard Williamson[2] in seinem Prozess wegen Holocaustleugnung verteidigte.

In diesem Konglomerat des christlichen Fundamentalismus stößt man auch auf alte Bekannte, wie den ebenfalls eng mit den Piusbrüdern verwobenen Martin Hohmann. Der ehemalige CDU-Bundestagsabgeordnete sorgte für einen der bekanntesten Antisemitismusskandale in der deutschen Parteienlandschaft, als er sich bei einer Rede am 3. Oktober 2003 auf Henry Fords antisemitische Schrift »The International Jew« bezog, in der dieser die Juden für die Revolution in Russland verantwortlich gemacht hatte. »Mit einer gewissen Berechtigung könnte man im Hinblick auf die Millionen Toten dieser ersten Revolutionsphase nach der ›Täterschaft‹ der Juden fragen. Juden waren in großer Anzahl sowohl in der Führungsebene als auch bei den Tscheka-Erschießungs-kommandos aktiv. Daher könnte man Juden mit einiger Berechtigung als ›Tätervolk‹ bezeichnen«, so Hohmann in seiner Ansprache.

Der damalige Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, Paul Spiegel, kritisierte die Rede als einen »Griff in die unterste Schublade des widerlichen Antisemitismus«. Hohmanns Rekurs auf den nationalsozialistischen Topos des »jüdischen Bolschewismus« hatte seinen Ausschluss aus der CDU und deren Bundestagsfraktion und eine Debatte über Antisemitismus in der Union zur Folge.

Mit dem Entstehen der AfD feierte auch Martin Hohmann sein Comeback und vertrat die Partei von 2017 bis 2021 im Deutschen Bundestag.

Gründlich dekonstruiert wird von Tarach der Mythos der angeblich »gottlosen Nazis«. Die Behauptung Papst Benedikts XVI., die Nazis hätten »Gott aus der Gesellschaft entfernen« wollen oder die Darstellung Johannes Pauls II., die Shoa wäre »das Werk eines typisch neuheidnischen Regimes«, dessen Antisemitismus »seine Wurzeln außerhalb des Christentums« habe, verweist Tarach ins Reich der Legenden. Fast die gesamte Führungsriege des NS-Staats identifizierte sich nicht nur mit dem Christentum, sondern sah sich auch als Verteidiger des christlichen Glaubens gegen die vermeintliche »Gottlosigkeit« der Juden. Insbesondere ihre oftmals dem Christentum entlehnte antijüdische Gesetzgebung begriffen sie als Fortsetzung einer langen christlichen Traditionslinie. Der antiklerikale Habitus der Nationalsozialisten resultierte nicht etwa aus einer Abwendung von Gott, sondern vielmehr aus dem Vorwurf an die Amtskirchen, der »jüdischen Moderne« keinen ausreichenden Widerstand entgegenzusetzen.

So bekannte sich die NSDAP schon in ihrem Parteiprogramm zum Christentum und Hitler verkündete im Namen der NSDAP: »In unseren Reihen dulden wir keinen, der die Gedanken des Christentums verletzt«. Hitler selbst legte Wert darauf festzustellen, sein Leben lang ein »frommer Mensch« gewesen zu sein. In seinen Reden und Veröffentlichungen, aber auch in internen Dokumenten und Briefen nahm er immer wieder Bezug auf »unseren ewigen Herrgott«, den »Allmächtigen«, »den Schöpfer« und »ewigen Richter«. Er vertraute auf die »allmächtige Vorsehung« und »die Gnade des Herren« und sah sich als Vollstrecker von »Gottes Werk« und des »Willens Gottes«.

Noch in seiner letzten Neujahrsansprache bat er um göttlichen Beistand. Er könne »diesen Appell nicht schließen, ohne dem Herrgott zu danken für die Hilfe, die er Führung und Volk hat immer wieder finden lassen, sowie für die Kraft, die er uns gegeben hat, stärker zu sein als die Not und Gefahr«.

Selbst der gerne als Paradebeispiel des neuheidnischen Esoterikers präsentierte Heinrich Himmler war, wie Tarach ausführlich nachweist, durch den Antisemitismus des Christentums geprägt. Als Reichsführer-SS verkündete er: »Ich dulde keinen Mann in der SS, der nicht an Gott glaubt« und indoktrinierte die Mitglieder seiner mit dem Genozid an den Juden betrauten Mordkommandos mit der christlichen Legende von jüdischen Ritualmorden.

Nicht nur Hitler bekundete bis zur letzten Stunde seinen christlichen Glauben. So erklärte Adolf Eichmann noch unter dem Galgen: »Gottgläubig war ich im Leben. Gottgläubig sterbe ich«. Stürmer-Herausgeber Julius Streicher erklärte auf dem Weg zum Schafott: »Jetzt geht es zu Gott!« und sah in den Kriegsverbrecherprozessen ein zweites Golgotha. »Jetzt kreuzigen sie mich«, so Streicher.

Auch Joseph Goebbels verkündete im April 1945, wenige Tage vor seinem Selbstmord, noch sein Gottvertrauen: »Gott wird Luzifer, wie schon so oft, wenn er vor den Toren der Macht stand, wieder in den Abgrund zurückschleudern.«

Viel wichtiger als der persönliche Glaube der NS-Führungsriege ist laut Tarach jedoch, dass »die Empfänglichkeit […] für antisemitische Hetze derart groß war, weil sie immer wieder christlich aufgeladen war und in den althergebrachten Bildern […] einen starken Resonanzboden gefunden hatte.«

Nur auf Basis des christlichen Antisemitismus konnte die Propaganda der Nazis ihre Wirkung entfalten. Es waren christliche Motive wie die des Gottesmordes, der Juden als Kinder des Teufels oder des Kindermordes, auf die der »Stürmer« oder der »Völkische Beobachter« immer wieder zurückgriffen und auf die Hitler und Goebbels in ihren Reden Bezug nahmen.

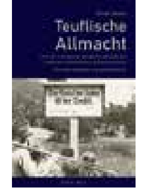
Allseits bekannt sind die von Tarach noch einmal kompakt beschriebenen Verstrickungen der Kirchen in die Verbrechen des Nationalsozialismus und die Unterstützung, die der Vatikan flüchtigen NS-Tätern nach 1945 angedeihen ließ.

Besonders verdienstvoll ist, dass Tarachs Untersuchung nicht einfach mit der Zusammenarbeit zwischen Nationalsozialisten und organisiertem Christentum endet. Eindringlich beschreibt er, dass sich nicht nur der Nationalsozialismus aus der Vorratskammer des christlichen Antisemitismus bedient, sondern auch die palästinensische »Befreiungsbewegung« immer wieder an die christlichen Erzählungen vom Kindermord, der Kreuzigung Jesu oder auf Motive wie das der Brunnenvergiftung zurückgreift. In der palästinensischen Propaganda wird Israel zum »endlosen Golgotha« für Palästina und Jesus Christus zum ersten palästinensischen Märtyrer, zum Opfer im Kampf für die palästinensische Sache und zum Vorbild für Selbstmordattentäter.

»Die Vorstellung, der Staat Israel oder seine Armee würden die Kreuzigung Jesu heute an den Palästinensern wiederholen, gehört vor allem im arabischen Raum zum Standardrepertoire der antizionistischen Hetze«, so Tarach.

Dass auch der christliche Antisemitismus seine Fortsetzung im Kampf gegen Israel findet und der jüdische Staat als Projektionsfläche des christlichen Judenhasses dient, zeigt Tarach anhand der Praxis katholischer und evangelischer Gruppen im Nahen Osten. Unter dem Dach der Kirche unterstützen sie radikale israelfeindliche NGOs, rufen zum Boykott Israels auf oder beteiligen sich an der Verklärung palästinensischer Terroristen zu Nationalhelden.

Man kann Tilman Tarach nicht hoch genug anrechnen, dass er die oftmals verborgenen und verdrängten kräftigen Wurzeln des Antisemitismus innerhalb der christlichen Zivilisation mit seiner kompakten und gut lesbaren Studie wieder in den Blickpunkt rückt – und damit auch das Fortwirken des christlichen Antisemitismus bis heute.



Tilman Tarach: *Teuflische Allmacht. Über die verleugneten christlichen Wurzeln des modernen Antisemitismus und Antizionismus.*

Edition Telok: Berlin/Freiburg 2022, 224 S., 14,80 Euro

---

[1] Für Juden vorgeschriebene Kennzeichnung, die sichtbar an der Kleidung getragen werden musste und die von den Nazis in Form des Judensterns wieder aufgegriffen wurde.

[2] Mitglied der Piusbruderschaft und britischer Bischof, der die Existenz der Gaskammern leugnete und wegen Volksverhetzung verurteilt wurde.

---

*Stefan Dietl ist Autor und Journalist – zuletzt erschien von ihm das Buch »Die modernen Wanderarbeiter*innen. Arbeitsmigrant*innen im Kampf um ihre Rechte« im Unrast Verlag.*

Am Rand der Menschheit

Léon Poliakovs Essay »Von Moskau nach Beirut« über antisemitische Desinformation ist gerade erstmals auf Deutsch erschienen. *Alexandra Bandl* stellt ihn vor.

> »Vermutlich, weil er jedwedem dogmatischen Denken in politischen Lagern skeptisch gegenüberstand, war es ihm bereits früh möglich, den linken, arabischen und islamischen Antisemitismus öffentlich zu kritisierten.«

Mit dieser sachkundigen Einschätzung führen Alex Carstiuc und Miriam Mettler in das bereits 1983 auf Französisch verfasste und nun erstmalig auf Deutsch übersetzte Buch »Von Moskau nach Beirut. Essay über die Desinformation« von Léon Poliakov ein. Die Abhandlung wurde im unmittelbaren Kontext des Libanonkrieges verfasst und stellt eine Weiterführung des 1992 im ça ira-Verlag erschienenen »Vom Antizionismus zum Antisemitismus« dar. Dort beleuchtet Poliakov kurz nach dem Sechstagekrieg den Hass auf Israel als vermeintlich ehrbare Neuauflage der traditionellen Judenfeindschaft, die nach dem Zweiten Weltkrieg gemeinhin als diskreditiert galt. Poliakovs zweite politische Intervention hatte zum Ziel, die erneute Hetzkampagne in einen größeren Kontext einzuordnen und nach den Ursachen für den Stimmungswandel zu fragen, der nun auch Gesellschaftsschichten erfasste, die dem jüdischen Staat zuvor gleichgültig bis wohlwollend gegenüberstanden.

Léon Poliakov wurde am 25. November 1910 in Sankt Petersburg, einen Tag nach dem Tod Leo Tolstois, als Sohn eines großbürgerlichen jüdischen Verlegers geboren. Dieser gab seinem Sohn zu Ehren des berühmten russischen Romanciers seinen Namen, was die Assimilation der Familie an die kulturelle Umgebung symbolisieren sollte. 1920 floh die Familie vor den Auswirkungen der Oktoberrevolution über verschiedene Zwischenstationen nach Paris. Die Weltstadt entwickelte sich spätestens seit der Zwischenkriegszeit zu einem der Epizentren russischer Emigration, in denen auch der Vater Wladimir Poliakov als Herausgeber verschiedener Zeitungen eine wichtige Stellung einnahm. So machte der Sohn bereits früh Bekanntschaft mit namhaften Exilanten unterschiedlicher Couleur, die im elterlichen Haus verkehrten. In seinen Memoiren beschreibt Léon Poliakov beispielsweise seinen Widerwillen gegenüber den Visiten des berühmten zionistischen Politikers Wladimir Jabotinsky (siehe Versorgerin #131), den er humorvoll mit einer »judeophoben Phase« während seiner Adoleszenz erklärte.[1]

»Leute, vergesst nicht; sprecht hiervon, Leute; zeichnet es alles auf.« (Simon Dubnow)

Während des Zweiten Weltkrieges kämpfte Poliakov zunächst auf der Seite Frankreichs, geriet hierbei in deutsche Kriegsgefangenschaft und schloss sich nach erfolgreicher Flucht einer jüdischen Widerstandsgruppe im Umkreis des Lubawitscher Rabbiners Schneour Salman Schneersohn in Marseilles an.[2] Das »Netzwerk André« verhalf zahlreichen Juden zu gefälschten Papieren und vermittelte ihnen überlebenswichtige Verstecke.[3] Noch während der Illegalität gründete Isaac Schneersohn, der Cousin des Rabbiners, das »Centre de documentation juive contemporaine«, in dem auch Poliakov tätig war. In diesem Rahmen arbeitete er von 1946 bis 1948 als Sachverständiger der französischen Delegation während der Nürnberger Prozesse, über deren vollständige Ermittlungsakten er verfügte und die er für seine späteren Studien nutzte.

Im Jahr 1951 publizierte Poliakov mit »Bréviaire de la haine« die erste große Studie über die nationalsozialistische Judenvernichtung, die Hannah Arendt in einer Rezension für die WELT als »hervorragendes Buch« lobte.[4] Gemeinsam mit Joseph Wulf gab er im weiteren Verlauf der 1950er Jahre die Dokumenteneditionen »Das Dritte Reich und die Juden«, »Das Dritte Reich und seine Diener«, sowie »Das Dritte Reich und seine Denker« heraus. Die Liste der Publikationen ließe sich noch weiterführen, gemein ist ihnen jedoch der unermüdliche Einsatz für das jüdische Prinzip des *Sachor*, eines Imperativs gegen das Vergessen und für eine Unversöhnlichkeit mit der Gegenwart, die insbesondere in der von Verdrängung geprägten Nachkriegszeit seitens etablierter Historiker auf große Widerstände stieß. Überlebende wie Wulf und Poliakov galten in Deutschland als dilettantische »Parvenüs«, gar Störenfriede, denen wegen ihrer erfahrenen Verfolgung mangelnde Objektivität vorgeworfen wurde.[5] Aufgrund seines bewegten Lebens, der vielfältigen Sprachkenntnisse sowie seines spannungsgeladenen Daseins zwischen den Welten – als jüdischer Paria einerseits und als angesehener französischer Intellektueller andererseits – erwies sich Poliakov als scharfsinniger Beobachter. Neben der historischen Aufarbeitung der Shoah widmete sich der Autor auch den zeitgenössischen Ausprägungen des Judenhasses.

Der Sechstagekrieg stellte auch für Poliakov eine große Zäsur dar. Die Mehrheit der Linken in Frankreich sah in Israel den neuen Universalfeind und die Solidarität mit den unterdrückten Völkern wurde nicht selten in eine Linie mit dem einstigen Kampf gegen die deutsche Besatzung gestellt. Für jüdische Linke war die Lage indes komplizierter, da sie eine zu vehemente Feindschaft gegenüber Israel aufgrund der omnipräsenten Erfahrung der Verfolgung insbesondere innerhalb der Familie nicht ohne Widerstände annehmen konnten.[6] Poliakov erklärt die Entwicklung dieser Mehrheitsposition innerhalb der Linken mit einem allgemeinen Mentalitätswandel, der sich in Frankreich in der Studentenrevolte von 1968 verdichtete. Während in der Zeit von 1945 bis 1967 zumindest seitens der von der Kommunistischen Partei unabhängigen Linken ein



Antisemitische Karikatur zur »Ärzteverschwörung« in der Zeitschrift *Krokodil* (1953)

»positives« Bild des Juden als Opfer dominierte, entlud sich die Spannung hier zum ersten Mal und schlug in offenen Hass um.

Das »islamisch-progressive Lager«

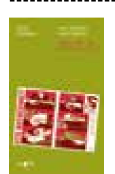
Neben dem Kampf gegen den Imperialismus bot auch jenes Aufbegehren gegen gesellschaftliche Tabus im Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus der sowjetischen Desinformation einen fruchtbaren Schoß. In dieser Zeit entwickelte sich die Propaganda gegen Israel zu einem derart ehrgeizigen Anliegen, dass Unsummen in weltweite Kampagnen flossen. Das Ziel dieser Operationen waren neben dem Westen auch die arabische Welt sowie Afrika und Lateinamerika. Nicht nur über die offizielle sowjetische Auslandspresse, sondern auch auf indirektem Wege wurden Assoziationen zwischen Israel und nationalsozialistischen Begriffen wie Völkermord, Konzentrationslager, Deportationen und Lebensraum erzeugt.[7] Poliakov bemerkt in diesem Zusammenhang: »Von einem Agenten der imperialistischen Teufel wurde Israel in den Rang eines eigenständigen Teufels, wenn nicht sogar des Hauptteufels erhoben«[8]. Doch während in der arabischen Welt und in der Sowjetunion samt ihrer Satelliten die Gleichsetzung Israels mit dem Faschismus bereits viel weiter zurückreichte, bedurfte es in der westlichen Welt einer längeren Entwicklung.

Das besondere Verdienst Poliakovs ist hierbei, in einem historischen Längsschnitt darzustellen, wie sich diese anti-israelische Allianz bereits auf der Konferenz von Bandung im Jahr 1955 abzeichnete. Angestachelt von antisemitischen Reden, deren Höhepunkt der Auftritt des Großmuftis von Jerusalem war, gerieten die dort versammelten Vertreter der Dritten Welt so auf die Seite der arabischen Staaten.[9] Hiervon profitierte auch die Sowjetunion als wichtigster Bündnispartner nach der außenpolitischen Umorientierung im Nahen Osten. Folglich konnte diese Allianz ab Mitte der 1970er Jahre innerhalb der Vereinten Nationen die Dämonisierung des Judenstaates vorantreiben. Einen vorläufigen Höhepunkt stellte die berühmte Resolution 3379 dar, in der der Zionismus als eine Form des Rassismus verurteilt wurde. Die eifrigen Unterstützer in den Hörsälen westlicher Universitäten nahmen an dieser Entwicklung ebenso Anteil, wie der Siegeszug postkolonialer Theorien seit Ende der 1970er Jahre verdeutlichte. Die Mehrheitsverhältnisse in der UNO führten – gepaart mit der neuen Strategie der Ölembargos seitens arabischer Staaten – dazu, dass nun auch Unterstützer Israels wie die Vereinigten Staaten zunehmend unter Druck gerieten.

»Man darf wieder Antisemit sein und man wird es« (Henryk Broder)

Im Zentrum der Abhandlung steht die Einsicht, dass Israel durch die hysterische Berichterstattung im Zuge des Libanonkrieges endgültig an den Rand der Menschheit gedrängt wurde und es gelang, Leidenschaften zu entfachen, die bislang zumindest eingehegt waren. In seinem Fazit stellt Poliakov fest, dass jüdische Autoren bereits am Vorabend des Libanonkrieges auf beiden Seiten des Atlantiks vor einer Verdammung Israels warnten. Im Rahmen einer Studie im Auftrag des Crif (Conseil représentatif des institutions juives de France) wurde zudem seit Ende der 1970er Jahre ein deutlicher Anstieg des Antisemitismus festgestellt, nachdem dieser in der unmittelbaren Nachkriegszeit merklich zurückgegangen sei.

Die Verschiebung verschaffte sich weniger in den geschmacklosen Inhalten, sondern in der Tatsache Geltung, dass die anti-israelische Stimmung nun zum Massenphänomen wurde. Sie beschränkte sich nicht mehr nur auf linke Zeitschriften, Kommunen oder Hörsäle. Rudolf Pfisterer[10], der Autor des Nachwortes, stellt für Deutschland fest: »Die Zungen haben sich gelöst und erneut kann man lauthals verkünden: »Die Juden sind schuld!«. Bemerkenswert ist auch die Feststellung, dass sich diese neue Form des Antisemitismus durch einen belehrenden Tonfall auszeichnete. Indem Israel auf eine Ebene mit dem Dritten Reich gestellt wird, sollte das »verirrte jüdische Volk wieder auf den rechten Weg« gebracht werden. Der ehemalige David erwies sich letztlich doch als Goliath, da Israel zum ersten Mal den Angriff wagte, ohne fundamental in seiner Existenz bedroht gewesen zu sein. Zu allem Übel beendete der Wahlsieg des Likud mit dem neuen Ministerpräsidenten Menachem Begin eine beinahe drei Jahrzehnte währende Ära linker Regierungen – Israel wurde immer mehr zu einem Land wie jedes andere. Die unverhohlene Enttäuschung über das wahre Gesicht Israels fiel zudem mit dem Siegeszug einer »unspezifischen Erinnerungswut« (Clemens Nachtmann) zusammen, die sich in der westlichen Welt und primär Deutschland seit Ende der 1970er Jahre abzeichnete und weniger die Aufarbeitung der Vergangenheit als die moralische Selbstläuterung zum Ziel hatte. Da der neue Holocaust an den Palästinensern stattfände und die ehemaligen Opfer zu Tätern würden, hätten die Juden das Recht auf Erinnerung und damit einhergehende Forderungen verwirkt. So sollte über Umwege der lang ersehnte Schlussstrich erreicht werden, ohne in den Verdacht zu geraten, nichts aus der Geschichte gelernt zu haben. Die große Enttäuschung über die ehemaligen Opfer ging jedoch stets mit einer gewissen Lust einher, da der *Rasende Aufarbeitungsroland* erst in seiner Rolle als Wächter der Moral zu sich kam und sich zur Lebensaufgabe machte, darauf zu achten, dass Juden (oder wahlweise Israelis) kein Unwesen treiben. Die Stärke des Buches liegt darin, dass Poliakov sich weniger mit Prognosen und dem häufig gegen schnöde Quellenarbeit vorgebrachten Werturteil aufhält, sondern die Dokumentation in den Vordergrund stellt. So gelingt ihm einerseits, die historischen Kontinuitäten des Antizionismus und jene unheiligen Allianzen zu veranschaulichen, die sich bis heute zum Ziel gesetzt haben, Israel moralisch zu erledigen. Andererseits kommt auch die Deutung der Dokumente nicht zu kurz und der Leser erlangt Kenntnis über einen historischen Wendepunkt, der bis heute nachwirkt.



Léon Poliakov: *Von Moskau nach Beirut. Essay über die Desinformation*
Freiburg 2022 (ça ira-Verlag), 223 S.

---

[1] Léon Poliakov, Memoiren eines Davongekommenen, Berlin 2019, S. 44

[2] Rabbi Salman Schneersohn hielt bereits auf der Beerdigung von Poliakovs Vater den Gottesdienst und lud ihn nach Marseilles ein, um dort ein Teil der »Vereinigung praktizierender Israeliten« zu werden. Hier machte Poliakov Bekanntschaft mit jüdischen Riten. Siehe Memoiren, insbesondere das Unterkapitel zur Vereinigung, S. 96-101.

[3] *http://www.ajpn.org/sauvetage-Reseau-Andre-367.html*

[4] *https://www.welt.de/kultur/literarischewelt/plus233441724/Hannah-Arendt-ueber-Leon-Poliakov-Vom-Hass-zum-Genozid.html*

[5] »Er galt als Parvenü«, Interview Henryk M. Broder, Jungle World 45, 8. November 2018, S. 22-23; Nicolas Berg: Der Holocaust und die westdeutschen Historiker, Göttingen 2003.

[6] Moskau nach Beirut, S. 181ff., aber auch die Interviewsammlung von Luc Rosenzweig: La jeune France juive, Paris 1979.

[7] Baruch A. Hazan: Soviet Propaganda. A Case Study of the Middle East Conflict, New Brunswick, 1976.

[8] Moskau nach Beirut, S. 83

[9] Und so kam die Zeitung Le Monde am 20. April 1955 zu dem Ergebnis, dass »die antiisraelische Resolution der einzige Punkt war, in dem die Konferenz übereinstimmte«. Moskau nach Beirut, S. 78.

[10] Ein Porträt Pfisterers findet sich unter *https://www.stuttgarter-nachrichten.de/inhalt.pfarrer-rudolf-pfisterer-treueeid-auf-hitler-verweigert.d5aac19e-8a2d-4fe0-af33-3c2dda633651.html*

Alexandra Bandl ist freie Autorin und lebt in Leipzig.

Im Rausch der verlorenen Zeit

Für *Alexander Keppel* ist Finn Jobs Debütroman »Hinterher«
das Protokoll einer sedierten Sinnsuche in einer erodierenden Welt.

Es ist schon ein Erlebnis der besonderen Art, an einem Montagvormittag im Wiener Café Zartl zu sitzen und über den tauben Mischkonsum von Speed, Ketamin und Koks im Berghain zu lesen, während an den Nebentischen ein spanisches Studentenpaar nach ihrem Besuch im nahen Hundertwasserhaus Kaiserschmarren bestellt, eine betagte Dame lautmalerisch das Kreuzworträtsel der BUNTEN löst und ein älterer Herr wie aus dem Nichts ausruft: »Die Welt geht zugrunde, sie haben schon recht, die Rechten!«

Das gute Leben schien immer anderswo

Die Ausgangslage des jungen, namenlosen Ich-Erzählers in Finn Jobs Debüt ist so verfahren wie typisch: Wie so viele junge Deutsche und Europäer ist er nach dem Schulabschluss den Sirenenrufen von hedonistischer Selbstentgrenzung und Entprovinzialisierung nach Berlin gefolgt. Nachdem er die dort ausgelobten Freiheitstöpfe bis an ihre Ränder ausgezehrt hatte und auf die vielen Highs immer rascher und zahlreicher die Lows folgten, machte sich alsbald Ernüchterung breit. Die Drogen, welche anfangs noch das Bewusstsein erweitern sollten, dienen inzwischen nur mehr dessen Abdichtung gegen ein bedrohliches Außen. Das schöne Leben schien immer anderswo oder – wie im vorliegenden Fall – hastig und nicht sehr tief begraben in der Vergangenheit.
Der Protagonist des Romans, ein unaufdringlich schwuler Mitzwanziger, ist nur mehr ein halber Mensch. Er wurde verlassen von Chaim, seiner großen Liebe und besseren Hälfte, der nach Israel zurückgekehrt ist, weil ihm Berlin zu blöd und sein Freund zu unentschlossen wurde. So taumelt der zurückgelassene Ich-Erzähler drogensediert und emotional lädiert durch die hedonistische Dauer-Olympiade des Berliner Nachtlebens, das ihm allerdings nichts mehr zu geben vermag außer Irritation und Ekel.

» … a little insensitive to kiss each other in public?«

Die Entfremdung von der neuen Heimat wurde durch den Bruch mit dem Freundeskreis perfekt. Als der Erzähler und sein israelischer Freund Chaim sich in Neukölln einen flüchtigen Kuss auf der Straße gaben, begann eine Hetzjagd durch einen Mob minderjähriger Araber, die derlei *Unart* in ihrem Viertel nicht duldeten. Das Wort »Pack« entglitt dem um Haaresbreite Entkommenen. Doch statt mit Empathie reagierte sein Umfeld mit Unverständnis. Sätze wie: *»Don't you think it was a little insensitive to kiss each other? I mean, this is Neukölln – their home. You probably hurt their feelings«*, darf sich der Ich-Erzähler anhören, der mit etwas weniger Glück auch mit Hämatomen oder Schlimmerem im Spital liegen könnte. Dass für queere und/oder jüdisch *gelesene* Menschen mittlerweile ganze Stadtbezirke wie Neukölln oder Wedding zu No-Go Areas geworden sind, ist längst bekannt, auch wenn viele sich aus ideologischen Gründen schwertun, dies einzugestehen. Dass diese Unbilden aber proaktiv relativiert werden von einer verblendeten Lifestylelinken, die in einer Mischung aus Paternalismus, geistiger Bequemlichkeit und schierer Feigheit lieber die Opfer statt die Täter migrantischer Gewalt anprangern, wenn diese jenes zuletzt an Silvester in Berlin wieder *aufflammende* Problem beim Namen nennen, ist ein relativ neues Phänomen. Wäre dem schwulen Paar Gleiches etwa in Bezirken wie Lichtenberg oder Hellersdorf durch autochthone Plattenbaubewohner mit Thor-Steinar-Jacke widerfahren, hätte die korrekte Klassifizierung »Pack« für Menschen, die andere aufgrund ihrer sexuellen Orientierung jagen, die woke Ex-Clique des Erzählers wohl weitaus weniger empört.

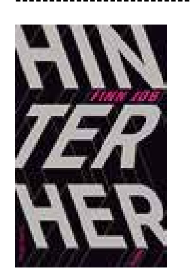
Maulbeerfarbener Cayenne als Fluchtfahrzeug

Aber zurück zum Plot: Das Fluchtfahrzeug aus den Berliner Zumutungen ist ein maulbeerfarbener Porsche Cayenne, gelenkt vom gutmütig-verpeilten Kumpel Francesco. Dieser möchte in der Normandie ein Kunstprojekt realisieren, das im Wesentlichen darin besteht, eine leerstehende Kirche komplett mit Spiegelfolie auszukleiden. Francesco, der mit seinen glitzernden Thai-Box-Shorts und seinem schlecht gestochenen Schiele auf der Brust aussah wie ein *»in die Jahre gekommenes Crashkid«*, fragte den derangierten Protagonisten, den er liebevoll »Boy« nennt, warum er eigentlich nicht studiere. Dieser darauf: *»Das habe ich schon versucht. Meine Kommilitonen sehen aus wie Riesenbabys. Alle hatten bunte Haare, trugen übergroße T-Shirts aus der Altkleidersammlung, wollten mit ihren Dozenten über ihre Gefühle reden und wechselten dreimal täglich ihre Pronomen.«*

Engagierte Literatur kam selten eleganter daher

Die Ausgangslage von »Hinterher« beschreibt im Wesentlichen meine eigenen Fluchtgründe von Berlin nach Wien vor einigen Jahren. Nach dem dynamischen Beginn zwischen Berghain-Overdose und Sonnenallee-Stress wird der Roadtrip – auch nach Erreichen seines französischen Zieles – nicht weniger rasant. Allein *Boy* wird auch hier eingeholt von seiner seelischen Paralyse. Er steht ebenso neben wie außer sich und gerät zum reinen Passagier seiner *Tour de force*. Statt Distanz und Halt wirft ihn der französische Tapetenwechsel noch stärker auf die Gasförmigkeit seiner Existenz zurück. Beinahe halluzinatorisch wird er von Exfreund Chaim und anderen ungelösten Knoten seiner Vergangenheit heimgesucht, die ihm alle zu keiner Zukunft mehr gereichen können.

Die Sprache in »Hinterher« ist von großer Immersionskraft und erzeugt einen wahrhaften Sog. Scheinbar spielend löst Job dabei vermeintliche Widersprüche auf. Leichtfüßig wechselt er zwischen jenem teilnehmend-beobachtenden Weltekel des frühen Krachts in die taumelnde, nach vorn fallende Rauschhaftigkeit eines Fausers oder Millers. »Hinterher« ist feinster Stoff, bei dessen Genuss einem schon die Angst beschleicht, dass er einem bald ausgeht. Engagierte Literatur kam selten eleganter daher. Es stellt sich mir dennoch die Frage, ob dieses Buch vielleicht anders rezipiert worden wäre, hätte es ein heterosexueller Autor geschrieben.

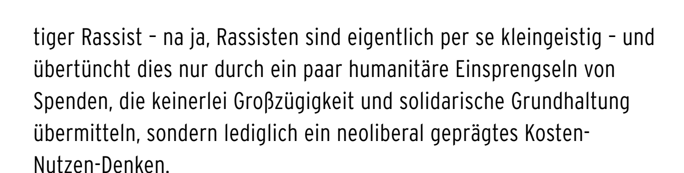


Finn Job: *Hinterher*
Klaus Wagenbach Verlag, Berlin 2022.

Alexander Keppel, geboren 1982 in Berlin. Studierte Kommunikationsdesign und Freie Kunst in Potsdam und Posen. Lebt seit 2015 in Wien. Betreibt den Blog »Der Luftraum« auf derstandard.at. *Sein 2022 veröffentlichter Debütroman »Der Zweite Kontinent« erscheint dieses Frühjahr in durchgesehener Neuausgabe bei Drava/Wieser.*

Der letzte linke Kleingärtner, Teil 9

Von Roland Röder



Feste kriegsbedingt absagen oder feiern?

Der Ukrainekrieg »feierte« am 24. Februar seinen traurigen Jahrestag. Hoffentlich bleibt es bei dem ersten und es kommen keine weiteren hinzu. Die Hoffnung stirbt zuletzt. In unseren Breitengraden ist es ein weit verbreiteter Reflex, bei Krieg oder anderen beschissenen Ereignissen, die Absage von Festen zu erwägen und/oder moralisierend dazu aufzurufen. Das Argumentationsmuster ist immer das gleiche: Man könne jetzt nicht feiern, wenn andere leiden und mit dem Geld für die ganzen – im Unterton überflüssigen – Feste könne man Nützliches tun. Da schimmert viel Unverstandenes Weltenschmerzgelaber hervor und vor allem eine lustfeindliche Ethik, die manchmal protestantisch befeuert wird. Katholiken sind da meist aus dem Schneider. Die können im Gegensatz zu Protestanten ordentlich auf die Pauke hauen, fressen und saufen im Übermaß. Nur müssen sie es nachher beichten und sich, wenn es dumm läuft, Zeit ihres Lebens mit einem schlechten Gewissen durchschleppen, wofür sie dann fortwährend reichlich monetäre Buße tun. Auch die NGO Firma »Deutsche Umwelthilfe« mit ihren 170 (!) angestellten Mitarbeiter:innen hat es auf die Feierlaune der Spezies Mensch abgesehen und ist zum Jahresende immer schwer empört über das Silvesterfeuerwerk. Die gleiche Umwelt»hilfe« hat aber nur dann Probleme mit dem Feuerwerk, wenn »die breite Masse«, also unsereiner, der einfache Mann und die einfache Frau böllern dürfen. Eine Kritik von dieser NGO-Firma am Feuerwerk der Besserbetuchten bei Klassik-Open-Air-Veranstaltungen und sonstigen regionalen wie nationalen Events ist nicht zu vernehmen. Das würde dem Spendenfluss aufs eigene Konto schaden. Offenbar gibt es gute und schlechte Feuerwerke. Nun gibt es durchaus auch Gründe, vom Feuerwerk an Silvester genervt zu sein. Es ist laut, es erschreckt Tiere, manche meist männlichen Teilnehmer lassen sprichwörtlich »die Sau« raus und inszenieren sich als halbstarke Könige der Straßen und des öffentlichen Raums. Das ist gleichsam unschön wie lästig. Nur hat es diese Art von Jugendkrawallen »immer schon« gegeben, was sie nicht besser macht. Genauso gut könnte man dazu aufrufen, Alkohol, Autofahren, Konzerte und Ähnliches zu verbieten. Selbst in materiell armen Gesellschaften gibt es Zeiten, in denen gefeiert wird und die knappen Güter regelrecht verprasst werden. Offenbar brauchen Menschen das.

Und noch eine unangenehme Tatsache gehört für diejenigen dazu, die anderen gerne vorschreiben, wie sie zu feiern haben: Überall dort, wo Menschen leben, gibt es Feste. Zum Wesen des Menschen gehört in allen Kulturen der Rausch, die Verausgabung und für manche – wie zugegebenermaßen auch für mich - die Freude am Feuerwerk.
Wenn man wegen des Ukrainekriegs Karneval oder andere Arten von Feiern absagen würde, könnte man jede Feier absagen. Immer. Denn immer gibt es irgendwo Krieg, Not und Elend auf der Welt. Das ist Teil der kapitalistischen Realität. Während du diese Kolumne liest, stirbt irgendwo jemand vor Hunger, obwohl genügend Nahrungsmittel vorhanden sind. Rund 800 Millionen Menschen leiden Hunger, obwohl global mehr als genügend zu Futtern da ist. Der Mensch zählt nicht viel. Das lautlose Sterben der Hungernden, das nicht sofort erfolgt, sondern als langsamer, den Körper auszehrenden Prozess, ist medial nicht so gut darstellbar wie Bombeneinschläge in der Ukraine. Mitunter sind die Hungernden noch weiter »von uns« entfernt und noch ein Stückweit mehr anders als die anderen in der Ukraine. Und schwupps wird die Einteilung in gute und richtige versus schlechte und falsche Flüchtlinge vollzogen. Aus kleingärtnerischer solidarischer Sicht ist es klar: Jeder Flüchtling hat ein Recht auf einen sicheren Hafen, egal welche Hautfarbe, egal ob er eine Religion hat oder keine, egal für welchen Fußballverein er zittert und egal wie wenige oder wie viele Ländereien er in seiner Heimat hat und egal wie viel oder wie wenig IT-Kenntnisse er hat. Wer in gute und schlechte Flüchtlinge einteilt, ist ein kleingeistiger Rassist – na ja, Rassisten sind eigentlich per se kleingeistig – und übertüncht dies nur durch ein paar humanitäre Einsprengseln von Spenden, die keinerlei Großzügigkeit und solidarische Grundhaltung übermitteln, sondern lediglich ein neoliberal geprägtes Kosten-Nutzen-Denken.

Diese Gedanken gehen mir durch den Kopf, während der Kleingärtner in mir beginnt, mit den Hufen zu scharren und in Erwartung des nahenden – aber eben noch nicht eingetroffenen – Frühlings die Aussaat von Kartoffeln, Salat, Erbsen, dicken Bohnen, Grünkohl, Mangold, Rote Beete etc. vorzubereiten. Und der Boden will leicht aufgeharkt und mit Kompost versehen werden. Ja, ist ja gut: Das hätte schon im Herbst erfolgen sollen. Aber unsereiner hat noch andere Dinge zu tun, als nun wirklich jede seiner eigenen Vorschriften einzuhalten. Immer locker bleiben.

Drei Praxistipps:

1. Feste muss man feiern, wie sie fallen.
2. Wer in schlechte und gute Flüchtlinge einteilt, ist mein Gegner. Deiner auch?
3. Hopp, Kleingärtner an die Aussaatfront. Es geht wieder los.

Roland Röder ist Geschäftsführer der Aktion 3.Welt Saar e.V. (www.a3wsaar.de)*, einer allgemeinpolitischen NGO in Deutschland, die bundesweit arbeitet, u.a. zu Landwirtschaft, Asyl, Migration, Islamismus, Antisemitismus, Fairer Handel. Er mag den Begriff »Hobby« nicht und lebt einen Teil seines Lebens als aktiver Fußballfan. Die Gartenkolumne erscheint auch in der Luxemburger Wochenzeitung* WOXX *und im Hardcore Magazin* ZAP.

Vorherrschaft auf musikalischem Gebiet

Anlässlich des 90. Jahrestags der Installation des Dollfuß-Regimes schreibt *Paul Schuberth* über die Tücken der Erinnerungspolitik und die Instrumentalisierung österreichischer »Tonheroen«.

Franz Stelzhamer, oberösterreichischer Mundartdichter und Textautor der Landeshymne, arbeitete als ideologischer Vorläufer dem Vernichtungsantisemitismus zu. In einem Text aus dem Jahre 1852 beschreibt er »den Juden« als einen saugenden Riesenbandwurm, dessen Kopf abzuschlagen man bisher verabsäumt habe. Bei der Feier anlässlich des 70. Jubiläums der Hymne im Dezember 2022 sprach mit Landeshauptmann Thomas Stelzer zum ersten Mal ein prominenter ÖVP-Politiker diese Seite des gerühmten Künstlers an. Die antisemitischen Ausfälle seien unentschuldbar, und dadurch sei die Hymne »steter Anstoß, auch die Erinnerung an die Schatten unserer Geschichte lebendig zu halten«. Kritisches Erinnern als gemeinschaftsstiftend zu akzeptieren, als Chance, die vergangenen Schatten über Umwege in den Nationalstolz zu integrieren, hat die österreichische Volkspartei nun schon länger ins Auge gefasst. ÖVP-geführte Regierungen forcierten in den letzten Jahren den gesetzlichen Kampf gegen Antisemitismus, so wie sie weitere wichtige Projekte, etwa die Schoah-Namensmauer in Wien, realisierten. Was als Fortschritt nicht infrage gestellt werden kann, bringt doch auch den Kollateralnutzen für die Volkspartei mit sich, dass ihr bei der tendenziellen Gleichsetzung von Faschismus und Antifaschismus keine bösen Absichten unterstellt werden können. Gegen jeglichen Extremismus aufzutreten – ohne diesen Hinweis kommt keine Gedenkveranstaltung mit ÖVP-Beteiligung aus. In der Konsequenz verweigerte die türkis-grüne Regierung 2021 etwa die Teilnahme an der Befreiungsfeier in Mauthausen, weil dort Linke dominieren würden. In dieser Atmosphäre kann der heimische Antisemitismus zum viel beachteten Museumsstück aufgewertet werden.

Den fremden Antisemitismus zu bekämpfen, folglich: die Grenzen zu »schützen«, eine Mauer rund um Europa zu bauen, vom Islamismus bedrohten afghanischen Frauenrechtsaktivistinnen die Aufnahme zu verweigern – also das Kind nicht mit dem Bade auszuschütten, sondern es darin zu ertränken –, wird der Regierung hingegen als aufrechte Vergangenheitsbewältigung angerechnet. Die ÖVP-Regierung »übernimmt die Verantwortung für die Vergangenheit Österreichs nicht, sie kapert sie.« (Alexander Pankratz) Die Erinnerung an das Dollfuß/Schuschnigg-Regime (1933–1938) blieb bislang von solch ideellem Kidnapping verschont, auch weil die ÖVP ihre christlich-sozialen Vorgänger lange authentisch in hohen Ehren hielt. Ein erster Weckruf war das überraschende Zugeständnis des damals neuen Bundeskanzlers Karl Nehammer im Dezember 2021, dass die Charakterisierung des Regimes als »Austrofaschismus« nicht beanstandet werden müsse.

Unter Historiker*innen selbst herrscht keine absolute Einigkeit über die Sinnhaftigkeit der Bezeichnung »Austrofaschismus«. Für eine Charakterisierung als faschistisch sprechen die Zerschlagung der Arbeiterbewegung, Militarismus, die versuchte Überwindung des Gegensatzes zwischen Arbeit und Kapital durch die Forcierung der Volksgemeinschaft, Aktivierung der Bevölkerung, ein Führerkult, Einsatz von Massenästhetik, Verfolgung von »kulturbolschewistischen Tendenzen«, sowie die angebahnte Gleichschaltung gesellschaftlicher Teilbereiche. Mitunter wird eingewandt, dass das Fehlen eines militärischen Expansionismus das Regime als Vollfaschismus disqualifiziere. Doch gehörte zumindest die Fantasie von solcher Expansion zu den ideologischen Komponenten des Austrofaschismus. In einem Aufsatz zum Thema erklärt der Historiker Winfried Garscha, dass der ideologische Anspruch des Regimes berücksichtigt werden müsse, »die (deutsch-)österreichische Hegemonie im Donauraum zu restaurieren«. Die Heimwehr habe die Ziele konkret benannt: Die Durchdringung und Kolonisation des europäischen Ostens und Südostens sei die geschichtliche Mission der Deutschen gewesen. Eine Mission, die nicht von Berlin, sondern von Wien aus erfüllt werden könne. Weiters habe das Regime nicht zufällig das Kruckenkreuz gewählt, das als altes »Kreuzfahrersymbol« für die »zivilisatorische Mission« des österreichischen Deutschtums gestanden habe. Diese Mission war als »österreichische Sendung«, mitsamt deren Träger, dem »österreichischen Menschen«, in der zeitgenössischen Diskussion allgegenwärtig. Sie richtete sich – wie Anton Staudinger in seinem Standardaufsatz zur »Österreich-Ideologie« feststellt – nach zwei Seiten hin: Nach außen, indem die »Errichtung eines universellen, über die deutsch-bevölkerten Gebiete hinausreichenden und in diesem Sinne ‚gesamtdeutschen' Reiches, wenn schon nicht in ‚abendländischen', so zumindest in mitteleuropäischen Dimensionen« angestrebt wurde; nach innen als Missionierung der »in diesem Verständnis schlechteren nationalsozialistischen Deutschen« durch die katholischen, »kulturell angeblich höherstehenden Deutschen in Österreich«. Durch die Abwesenheit politischer und militärischer Macht wurde dieser Anspruch auf die kulturelle Ebene übertragen; ein Phänomen, das einige Geschichtswissenschafter*innen als »Kulturimperialismus« bezeichnen.

Bevor aber die Bewohner Deutschlands von der Überlegenheit des Österreichertums überzeugt werden konnten, musste diese Idee den Österreichern selbst glaubhaft versichert werden. Eine der wichtigsten

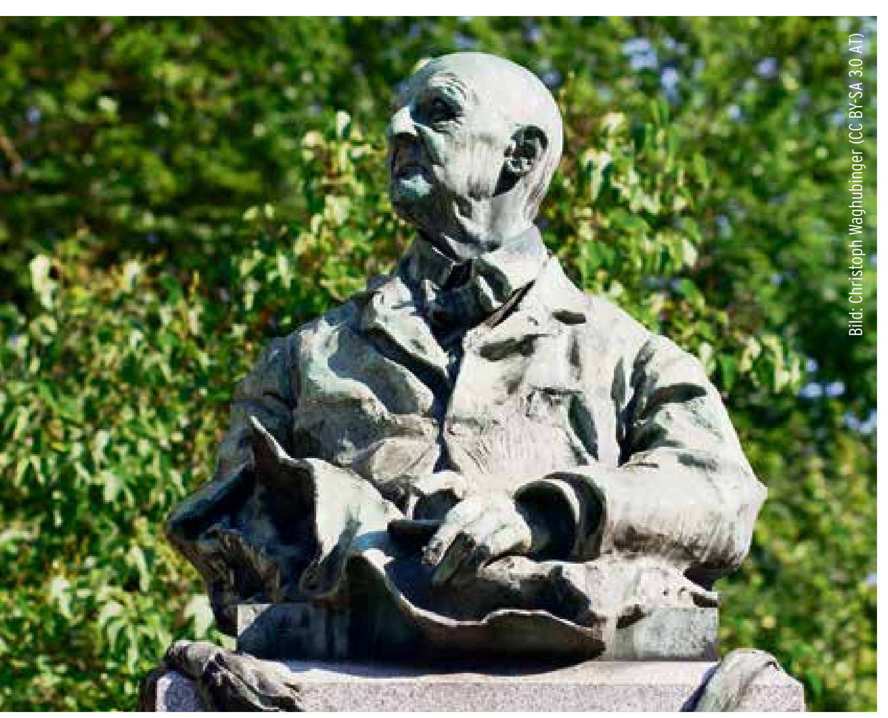


Bild: Christoph Waghubinger (CC BY-SA 3.0 AT)

Das Bruckner-Denkmal in Steyr wurde 1898 errichtet und 1935 von »Bruckner Verehrern der Stadt Steyr« erneuert.

intendierten Funktionen der austrofaschistischen Kulturpolitik war, die »Österreich-Ideologie« in einer Bevölkerung zu verankern, welche der Notwendigkeit einer Selbständigkeit Österreichs mit Skepsis gegenüberstand. Nach außen hin sollten Vergangenheit und Gegenwart österreichischer Kulturerzeugnisse die Differenz zum barbarischen NS-Deutschland markieren. Zeugnisse davon sind die österreichischen Beiträge für die Weltausstellungen 1935 (Brüssel) und 1937 (Paris): etwa der Kulturfilm »Wiener Mode« (1937) mit kosmopolitischem Flair, die modernen architektonischen Beiträge Oswald Haerdtls, die Aufnahme zeitgenössischer, atonaler Werke in das Musikprogramm, oder zwei Konzerte der Wiener Philharmoniker – die als ideale Repräsentanten Österreichs vorgestellt wurden – unter dem in Deutschland verfolgten Dirigenten Bruno Walter. Künstler wie Willi Reich oder Ernst Krenek hingen noch lange am Glauben, dass die Behauptung einer internationalen Vormachtstellung im Bereich der Kultur mit einer Politik einhergehen müsse, die sich um eine geschützte Freiheit für moderne Kunst bemüht. Tatsächlich aber war auch die austrofaschistische Kulturpolitik von einer »versuchte[n] Konkurrenz mit dem Nationalsozialismus in bezug auf gleiche Ziele« (Sirikit Amann) geprägt. Der Hoffnung der regimetreuen »Reichspost« auf eine »weitgehende Entgiftung von den Bazillenträgern einer Pseudokunst« sollte im Großen und Ganzen entsprochen werden. Austrofaschistische Kulturpolitik richtete sich im Inneren gegen alles, was verdächtig war, mit Sozialdemokratie, Marxismus oder »Kulturbolschewismus« im Verbunde zu stehen. Doch hätte nicht Österreich aus purer Berechnung, die notwendige Eigenständigkeit zu demonstrieren, aus Deutschland vertriebene Künstler*innen willkommen heißen müssen? Die Arbeiter-Zeitung versuchte 1933, die faschistische Regierung so zu motivieren: »Österreich wäre imstande jetzt ein geistiges Zentrum für das Deutschtum, ein Weimar dieser Epoche zu werden … Ja, wenn man wollte!« Dass vertriebene Autor*innen in Österreich zwar nicht mit terroristischer Verfolgung, noch weniger aber mit Möglichkeiten zur Entfaltung rechnen konnten, bewiesen schon die begeisterten Reaktionen der treuen Zeitschriften »Schönere Zukunft« und »Reichspost« auf die deutschen Bücherverbrennungen.

»Musik – ob dieses Land im Licht, im Schatten liegt, / mit seiner Tonkunst hat es stets gesiegt«, dichtete Rudolf Henz in der »Kinderhuldigung im Stadion«, einem Stück Massenspektakel aus dem Jahre 1934. Tatsächlich spielte Musik eine wesentliche Rolle bei den Ansätzen zu solchen kulturimperialistischen Ideen; nach gängiger Vorstellung war Österreichs Vorherrschaft auf dem Gebiete der Musik unzweifelhaft. Wie die Musikwissenschaftlerin Anita Mayer-Hirzberger schreibt, dienten Institutionen wie die Wiener Philharmoniker, musikalische Denkmäler wie der Donauwalzer, vor allem aber anerkannte »Tonheroen« – Haydn, Mozart, Schubert – als »Katalysatoren« der damaligen Ideologie. Komponisten wurden zu Vorbildern für den neuen »österreichischen Menschen« mitsamt oben benannter Mission stilisiert. Dazu mussten sie zuerst Gegenstand einer zweifachen Zurichtung werden. Ihre individuelle Leistung wurde heroisiert. Heroisierung heißt, die Künstler von Geschichte und Tradition abzuschneiden, die doch so heiß geliebt wurden, und jeden künstlerischen Erfolg der Tatkraft des Individuums zuzuschreiben. Doch gerade diese aufgebauschte Individualität wird im nächsten impliziten Schritt wieder geleugnet. Denn Individualität hatte Geltung nur als Ausdruck der Individualität des Volkes. »Die großen Meister der Musik sind jene Persönlichkeiten, welche die Seele ihres Volkes am reinsten und unmittelbarsten verkünden.« (Musikschriftsteller Constantin Schneider) Neben Haydn, der zu einer Art Bauernkomponist umgelogen wurde, kam auch Mozart zur Ehre austrofaschistischer Vereinnahmung. In dieser Instrumentalisierung spiegelten sich unterschiedliche Gewichtungen bei der Interpretation des Austrofaschismus; die Frage, ob Mozart nun eher für die universelle Interpretation in Anspruch genommen werden konnte, da seine Musik doch allen Völkern natürlich am nächsten sei, oder für die eher vaterländische, nachdem in seinen Werken klar die österreichische Volksmusik nachhalle, konnte nicht eindeutig beantwortet werden. Zu Schubert hieß es: »Den Gipfelpunkt und die höchste Verklärung dieses Österreichertums in der Musik bedeutet die Musik Franz Schuberts, der Inkarnation des Wiener Musikgenius überhaupt.« (Musikschriftsteller Robert Lach) Doch Bruckner schien das Kostüm des österreichischen Menschen wie angegossen zu passen. Anita Mayer-Hirzberger zufolge gelang es zur Zeit des Ständestaates, Anton Bruckner als Symbol Österreichs zu behaupten. Alle gewünschten Eigenschaften des österreichischen Menschen deckten sich mit dem Bruckner-Bild dieser Jahre: naturnah, gläubig, deutsch, dienend. Besonders die Betonung des ersten Charakteristikums ging so weit, dass in der Vorstellung die oberösterreichische Landschaft mit Bruckners Musik verschmolz – und man nun nicht mehr wusste, ob sein Werk die musikalische Entsprechung der Landschaft darstellen sollte oder die Landschaft nach der Musik geformt worden war.

Dass auch Mahler manchmal unter »Musik der Heimat« rubriziert wurde, ist überraschend – angesichts einer allgemeinen antisemitischen Stimmung, die Staatsrat Leopold Kunschak 1936 dazu motivierte, einen schon 1919 formulierten Gesetzesentwurf erstmals zu veröffentlichen, nach dem Juden unter »Sondergesetz« gestellt werden sollten. Laut Gerhard Scheit und Wilhelm Swoboda wurde Mahler im Austrofaschismus zur »staatstragenden Größe«. Anlässlich seines 25. Todestages 1936 wurde ein offizieller Festakt mit Aufführungen seiner Werke und Vorträgen gestaltet. Auf die austrofaschistische Akzeptanz seiner Musik hatte die Verbindung Alma Mahler-Werfels zu den Staatsspitzen Einfluss, ebenso der Fokus auf Werke mit in christlicher Tradition stehenden Texten, aber auch Interpretationen wie die des Kritikers und Komponisten Joseph Marx, der Mahler als antiintellektuellen Naturliebhaber schätzte. Eine Rolle spielte Scheit/Swoboda zufolge auch die den Schroffheiten der Mahler'schen Musik entgegenwirkende musikalische Interpretation des Dirigenten Bruno Walter. 1937 sollte Hermann Scherchen noch nach Wien kommen, hier das Musica Viva-Orchester gründen und einen Mahler-Zyklus beginnen. Man mag die staatliche Vereinnahmung Mahlers argwöhnisch betrachten. Doch dass der Austrofaschismus Mahler immerhin noch instrumentalisierte, markiert einen der vielen, kaum ermesslichen Unterschiede zum Nationalsozialismus. Es muss nicht extra angegeben werden, dass die geplanten weiteren Konzerte des Zyklus am 24. 3., 28. 4. und 12. 5. 1938 nicht mehr stattfinden konnten.

Eine Fassung des Textes mit Literaturliste findet sich auf *versorgerin.stwst.at*.

Paul Schuberth lebt als Musiker in Linz und Dietach (OÖ).

Psychoanalytische Zentren und Peripherien

Till Schmidt über ein Buch zur Globalgeschichte der frühen Psychoanalyse.

Im Frühjahr 1921 ging bei Sigmund Freud überraschende Post ein. Aus Kalkutta sendete ihm ein Psychologe namens Girindrasekhar Bose seine Dissertationsschrift *Concept of Repression*. Im beiliegenden Brief hieß es: »Zusammen mit meinen Freunden und Verwandten bin ich ein leidenschaftlicher Bewunderer Ihrer Theorien und Wissenschaft. Es wird Sie interessieren zu erfahren, dass Ihr Name in unserer Familie im letzten Jahrzehnt geläufiger Begriff gewesen ist.«

Freud selbst zeigte sich in seinem Antwortschreiben überrascht, dass die Psychoanalyse »in Ihrem fernen Land« auf »so viel Interesse und Anerkennung« stieß. In der Folge entspann sich ein reger Briefverkehr. Freud bestärkte Bose in seinem Plan, in Kalkutta eine psychoanalytische Vereinigung zu gründen, und den Gründer der Psychoanalyse erreichte sogar eine Portraitzeichnung eines im Dunstkreis von Bose verkehrenden bengalischen Künstlers: ein imaginiertes Konterfei Freuds, das ohne einen Hinweis auf dessen Aussehen angefertigt worden war.

Freud selbst monierte, seine Züge seien zu Unrecht »urenglisch« dargestellt worden. Wie nahe die zu Papier gebrachte Phantasie dem realen Freud tatsächlich kam, lässt sich allerdings nicht nachprüfen; die Zeichnung gilt heute als verschollen. Dem Historiker Uffa Jensen jedenfalls dient die Anekdote um das imaginierte Portrait als Aufriss für seine Studie »Wie die Couch nach Kalkutta kam«. Sein Buch nimmt die Globalgeschichte der frühen Psychoanalyse in den Blick, wie sie sich bis zum Tod Freuds 1939 in Berlin, London und Kalkutta entfaltete.

Psychoanalyse als traveling culture

Die Psychoanalyse begreift Jensen dabei als grenzüberschreitendes Phänomen; als eine »traveling culture«, die sich in verschiedenen Kontinenten und Regionen verbreitete. Darüber hinaus beanspruchte sie, Wissen über und für alle Menschen bereitzuhalten und ihre therapeutischen Mittel global einsetzen zu können. In seiner Studie verweist er auch auf Studien zur Verbreitung der Psychoanalyse in anderen nichtwestlichen Ländern wie Ägypten, China oder Mexiko. Bereits 1910 war die Internationale Psychoanalytische Vereinigung (IPV) gegründet worden. Lokale oder nationale Organisationen entstanden peu à peu, die indische im Jahr 1922 als erste nicht-westliche Vereinigung.

Jensen kritisiert die herkömmliche Geschichtsschreibung als von einem starren »Zentrumsnarrativ« geprägt, das sich allzu sehr an Kategorien wie Rezeption, Diffusion und Popularisierung orientiere. Sein Ansatz hingegen zielt darauf ab, Psychoanalyse stärker als ein »System von multiplen, wechselseitigen und translokalen Verflechtungen« zu beschreiben. Damit entfernt Jensen den Fokus ein Stück weit von der Person Freuds. Stattdessen lenkt er den Blick auf andere, in bestimmten Kontexten einflussreiche Personen wie etwa ebenjenen Girindrasekhar Bose (1887-1953).

Die Orte Berlin, London und Kalkutta wählte Jensen auch, weil dort »die Psychoanalyse unter bestimmten Bedingungen erst heimisch werden musste«. Zudem deckten diese Kontexte ein breites kulturelles, sprachliches und regionales Spektrum ab, das es ermögliche, die »besondere Vielfalt der globalen Psychoanalyse« zu untersuchen. Berlin war spätestens mit dem endgültigen Bruch zwischen Freud und Jung – und bis zur nationalsozialistischen Machtergreifung – die wichtigste Stadt der psychoanalytischen Bewegung geworden. In London wiederum fanden wichtige Übersetzungs- und Popularisierungsleistungen statt. Große Bedeutung hatte das auch für die USA und die Kolonien des britischen Empire.

Kalkutta war gewiss kein Zentrum der psychoanalytischen Bewegung, und manchen Leser:innen dürfte die Konzentration auf die indische Metropole vor allem als exotisches Kuriosum gelten. Jensen jedoch dient sein Sampling dazu, »einige Besonderheiten der globalen Psychoanalyse zu studieren, die an anderen, prominenteren Orten oft verborgen bleiben«. Insgesamt ist Jensens Studie ein dicht geschriebenes, thematisch aber nicht überfrachtetes Buch. Berlin und London werden als Orte der globalen Psychoanalyse zum Teil detailliert beschrieben. Der eigentliche Schwerpunkt liegt jedoch auf Kalkutta.

Für seine Studie wertete Jensen Fachtexte, Ego-Dokumente (Tagebücher, etc.), institutionelle Quellen, Bilder sowie Zeitschriften und Zeitungen aus. Das Buch gliedert sich entlang der Themenkomplexe *Institutionen, Behandlungen, Emotionen* und *Politik*. Darin geht es um das Entstehen der globalen Verflechtung der Psychoanalyse, um weltweit verschiedene Funktionsweisen von psychoanalytischer Therapie, um die Produktion von therapeutischen Emotionen sowie um die Psychoanalyse als globale Selbsttechnologie.

Letter from Dr. G. Bose to Prof. S. Freud

14, Parsi Bagan
Amherst Street P.O.
Calcutta
India

Professor Sigmund Freud, LL.D.
Vienna IX
Berggasse 19
Vienna
Austria

Dear Sir,

I take the liberty to send you under separate cover a book entitled *The Concept of Repression* as an insignificant presentation from its author.

Along with my friends and relations, I have been a warm admirer of your theories and science; and it might interest you to learn that your name has been a household word in our family for the past decade.

I shall be delighted to have your opinion and suggestions about my work.

Hoping to hear from you in due course.

I remain, Dear Sir,
Yours very sincerely
G.Bose

Girindrasekhar Boses (kl. Bild li. oben) Brief an Sigmund Freud.

Erkenntnisse durch das Schlüsselloch

Zwischen den entsprechenden Kapiteln hat Jensen Vignetten eingefügt, sogenannte »Schlüssellochtexte«, die kurze, lesenswerte Einblicke in Themenkomplexe oder bemerkenswerte Ereignisse und Quellen geben. So ist da zunächst Anna G., die in Freuds Praxis in Wien über die psychoanalytische Methode der Übertragung ihre Liebe zu ihrem Analytiker entwickelte. Im väterlichen Freud konnte sie ein neues Objekt finden – was ihr jedoch durch die therapeutische Wiederaufführung ihres Bindungsmusters zugänglich wurde. Wenn man so will: Ein Aufriss eines landläufig bekannten, aber nicht immer in seiner methodischen Zentralität verstandenen Themas der Psychoanalyse.

Dazu kommt ein junger Mann aus Kalkutta, der – im Zuge der wachsenden Feindschaft zwischen Hindus und Muslimen – auf seine Angst, von Rowdies erstochen zu werden, in seiner Phantasie mit eigenen Attacken reagiert. Diesen Aggressionen versuchte Girindrasekhar Bose mit eigensinnigen und vom ungarischen Psychoanalytiker Sándor Ferenczi inspirierten Theorieansätzen auf den Grund zu gehen und therapeutisch zu behandeln. Zumindest im Falle des jungen Muslimen anscheinend mit Erfolg. Boses Therapie beruhte auf der Grundidee, ein Wechselspiel der von ihm vermuteten, gegensätzlichen Wünsche in Gang zu setzen, um die Symptome mit der Zeit abzuschwächen.

Ein anderer Schlüssellochtext behandelt das komplexe und keineswegs neutrale Verhältnis zwischen Analytiker und Analysand. Anhand von Ferenczis Verhältnis zu einigen seiner Patient:innen wird das Phänomen der Gegenübertragung geschildert, also jener Gefühle, mit denen Analytiker:innen selbst auf die Emotionen eines Patienten reagieren; ein Thema, das Jensen immer wieder auch unter Bezugnahmen auf feministische Kritik an der frühen Psychoanalyse diskutiert und problematisiert.

Kritische Auseinandersetzungen mit Freuds Theorie des Ödipus-Komplex sind ebenfalls Gegenstand eines Schlüssellochtextes. Im indischen Kontext, so war man sich scheinbar einig, sei die Bedeutung der Mutter im Familiensystem viel zentraler als in den bürgerlichen Mittelschichten Westeuropas, die damals von allgegenwärtigen Vaterfiguren geprägt waren. Als überzeugtem Psychoanalytiker ging es Bose allerdings nicht darum, Freuds Grundannahmen in Bausch und Bogen zu verwerfen. Vielmehr wollte er diese vor dem Hintergrund der lokal vorherrschenden Familienkonstellation weiterentwickeln und korrigieren.

Bose befand sich dabei in der privilegierten Position, Erfahrungen sowohl mit europäischen wie mit außereuropäischen Patient:innen gemacht zu haben. Ihn beschreibt Jensen als jemand, der den Anspruch psychoanalytischer Grundannahmen und Zugänge auf globale Reichweite zwar deutlich kritisierte. Gleichzeitig war Bose als »universalistischer Denker« überzeugt, dass es Tiefenschichten der menschlichen Psyche gebe, die vom kulturellen Kontext unberührt bleiben würden.

So etwa hinsichtlich des Ödipus-Komplexes, dessen Konzeption durch Freud Bose als letztlich oberflächlich kritisiert. Denn »selbst bei den Europäern«, so Bose, liege der Ursprung der Kastrationsangst, die Freud der Angst vor dem Vater zuschrieb, doch eigentlich im Wunsch, auch eine Frau zu sein. Mit seiner Theorie der gegensätzlichen Wünsche »schrieb sich Bose (…) in die psychoanalytische Theoriegeschichte hinein«, resümiert Jensen.

Der ebenfalls in Indien wirkende Psychoanalytiker C. D. Daly hingegen legitimierte Jensen zufolge letztlich vor allem den britischen Imperialismus. Als Autodidakt ging er von einem der hinduistischen Kultur angeblich inhärenten Ekel und Hass auf die Mutter als Ausdruck von Kastrationsangst aus. Seine spekulativen Ausführungen basierten aber kaum auf therapeutischen Erfahrungen mit Patient:innen, sondern vor allem auf der Interpretation von mythologischen, literarischen oder ethnologischen Quellen. Jensen zufolge beschrieb Daly die Hindus als per se so infantil, neurotisch und zurückgeblieben, dass sie letztlich »von einem zivilisierten, erwachsenen Staat beherrscht werden mussten.«

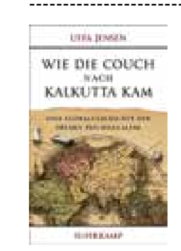
Ideengeschichtliche Grundlagen und Anknüpfungspunkte

Thema in Jensen Studie sind aber nicht nur politische Instrumentalisierungen, Weiterentwicklungen und lokal spezifische Ausprägungen der Psychoanalyse, sondern auch ihre ideengeschichtlichen Grundlagen im Westen. Als Vorbilder für die eigenen Behandlungen dienten dortigen Analytiker:innen zu Beginn des 20. Jahrhunderts der Mesmerismus (demzufolge dem Menschen innewohnende magnetische Kräfte eine heilende Wirkung auf Kranke haben können), Hypnotismus sowie die Suggestionen einsetzende, kathartische Therapie.

Letztlich greifen psychoanalytische Grundannahmen sogar bis ins antike Griechenland zurück: auf das Energiemodell der Humoralpathologie mit den Konzepten von Drang und Abfuhr, Spannung und Entladung sowie dem damit verbundenen Harmonieprinzip. »Die Psychoanalyse baute auf einer Säftelehre ohne Säfte auf«, schreibt Jensen.

An diese ideengeschichtlichen Grundlagen konnten nicht-westliche Psychoanalytiker:innen auch mit ihren Bezügen zu lokalen Wissensbeständen immer wieder anknüpfen. Sie gingen dabei zum Teil ähnlich stark eklektizistisch vor wie ihre Kolleg:innen im Westen. Jensen arbeitet das vor allem anhand von Boses therapeutischer Praxis in Kalkutta heraus. Insgesamt war die Psychoanalyse als »globaler Denkstil« bereits in ihrer frühen Phase in weltweite Aneignungsprozesse und grenzüberschreitende Strukturen eingebunden.

»Wie die Couch nach Kalkutta kam« ist eine reichhaltige, zum Weiterdenken und -forschen anregende Studie.



Uffa Jensen: *Wie die Couch nach Kalkutta kam - Eine Globalgeschichte der frühen Psychoanalyse*

Berlin 2019, Gebunden, 538 Seiten, 28 Euro

Till Schmidt arbeitet als freier Journalist für verschiedene deutschsprachige Medien.

Fanon sprechen lassen

Im Verlag des Hamburger Instituts für Sozialforschung ist die Übersetzung einer Graphic Novel über Frantz Fanon erschienen. *Florian Hessel* hat sie sich angesehen.

Die Graphic Novel ist im Kulturbetrieb angekommen. Die Bezeichnung wurde in den 1980er Jahren vom Zeichner und Autor Will Eisner (1917-2005) erfunden, um die in Bildern erzählende Geschichte vom als massenkulturelles Jugendmedium belächelten Comic abzugrenzen. Ein Bemühen, das heute durchaus ironisch erscheint, wo jeder zweite im hochkulturellen Feuilleton besprochene Kinofilm auf einem Superhelden-Comic beruht. Die von Eisner erhoffte Etablierung als eigenständige literarische Form ist auch in Deutschland gelungen, das zeigen zahlreiche Veröffentlichungen in renommierten Verlagen.

Sachthemen und das biografische Genre erfreuen sich besonderer Beliebtheit. So wurden schon Verschwörungsmythen von Eisner selbst (»Das Komplott«, 2005; kommentierte dt. Neuauflage 2022) oder unlängst Hannah Arendt und Primo Levi zum Gegenstand von Graphic Novels gemacht. Nun hat auch ein wissenschaftlicher Verlag das Medium aufgegriffen, namentlich die Hamburger Edition des Hamburger Instituts für Sozialforschung, mit einem aus dem Französischen übertragenen Werk des Schriftstellers Frédéric Ciriez und des Illustrators Romain Lamy über Frantz Fanon.







Credits: Hamburger Edition, Verlag des Hamburger Instituts für Sozialforschung

Auszug aus »Frantz Fanon«

Anders als Marx (zu Jubiläen und ökonomischen Krisen), ist der Autor von *Schwarze Haut, weiße Masken* (1952, dt. 1980) und *Die Verdammten dieser Erde* (1961, dt. 1966) nie besonders im Fokus der Öffentlichkeit. Irgendwie ist er aber immer ein wenig en vogue und wird immer wieder entdeckt. Darin reflektiert sich die Faszination, die von Fanon, seinem vielfältigen Werk und seiner wechselvollen Biografie ausgeht. Es spiegelt sich darin auch, dass Fanon trotz aller Zuschrei-bungen niemandem ganz zuzurechnen, kaum zu verorten ist. Öffentlich wirkender, algerisch-revolutionärer politischer Theoretiker karibischer Herkunft, universalistischer schwarzer Gesellschaftsanalytiker, *postcolonial* avant la lettre, »antiimperialistischer« Propagandist?

Treffend ist ein Essay von Albert Memmi, selbst Autor eines antikolonialen Klassikers, der zu Fanon zeitlebens ein seltsam ambivalentes Verhältnis pflegte, mit »Das unmögliche Leben des Frantz Fanon« betitelt. Im Westen, dem globalen Norden, oft wahllos ausgeschlachtet und wahlweise extrem romantisiert oder als Gewaltprophet verschrien – von einem Autor wie Pascal Bruckner gar in den Rang eines rassistischen Menschheitsverbrechers erhoben –, wurde der tote Fanon nach der Befreiung Algeriens vom kolonialen Joch von der nationalen Befreiungsfront FLN und ihren Generälen als nicht-arabischer Fremder exorziert. Assia Djebar hat dem 1996 mit »Weißes Algerien« meisterhaft ein literarisches Fanal entgegengesetzt – also solchen »Gespenstern unserer Unabhängigkeit« wie Frantz und Josie Fanon, und damit auch den politischen wie emotionalen Konsequenzen postkolonialer Gewalt, sowie dem Ausschluss und dem Vergessen.[1]

Dem Anspruch, den Fanons Leben und Werk, wie auch die Platzierung in einem Wissenschaftsverlag setzt, werden Ciriez und Lamy vollauf gerecht. Die Graphic Novel führt hervorragend in Biografie und Denken Fanons ein. Allerdings sollte man die Bereitschaft mitbringen – woran politische Debatte und Öffentlichkeit meist scheitern – sich auf die Geschichte der Entkolonisierung und der antikolonialen Kämpfe, wie auch der intellektuellen Landschaft der französischsprachigen Welt im kurzen 20. Jahrhundert einzulassen, mit allen Brüchen, Ambivalenzen und Verstrickungen. Entsprechend sind die 232 Seiten des Buchs sehr »diskursiv« gestaltet – im besten Sinn des Wortes.

Bild: Public Domain

Frantz Fanon bei einer Presse-Konferenz während eines Autoren-Kongresses in Tunis, 1959

Die Autoren lassen Fanon sprechen. Den Rahmen bilden drei Tage in Rom im Sommer 1961, an denen er – von Claude Lanzmann vermittelt – Simone de Beauvoir und Jean-Paul Sartre trifft und mit den dreien im Gespräch sein Leben, seine theoretischen Ansichten und politischen Aktivitäten erzählt. Die gleichsam fieberhafte Tätigkeit und Atmosphäre dieser Tage vermitteln die Autoren prägnant. Während der algerische Befreiungskampf seinem Kulminationspunkt zustrebte (Verhandlungen mit Frankreich, Terror der franko-algerischen OAS, interne Machtkämpfe der FLN), erwartet der mit Leukämie diagnostizierte Fanon das Erscheinen seines letzten Werks. Die Möglichkeiten der Form Bilderzählung nutzen die Autoren dafür hervorragend. Die Ambivalenz der Gleichsetzung von Rassismus und Antisemitismus in der Fanon'schen Konzeptionalisierung etwa, via der Betonung des Blicks des Anderen durch Sartre in *Überlegungen zur Judenfrage* (1946), können Ciriez und Lamy in einem einzigen Panel offenlegen – und begreifen gleichzeitig die in dieser Ambivalenz aufgehobene Differenz zwischen den beiden Ressentiments: »Mit dem Unterschied,« sagt die Figur Fanon zu Sartre, »dass ich schwarz bin und Sie nicht jüdisch« (21). Die in drei Teile (Freitag, Samstag, Sonntag) und einen Nachsatz gegliederte Erzählung läuft wie ein Dokumentarspiel ab, ergänzt durch nur in diesem Medium mögliche Collagen, Gegenüberstellungen, Texteinschübe.

Geboren 1925 in der französischen Kolonie Martinique und Freiwilliger der antifaschistischen, aber kaum antikolonialen Streitkräfte des Freien Frankreich im Zweiten Weltkrieg, studiert Fanon Medizin und Philosophie in Lyon. Als Psychiater im algerischen Blida praktiziert er progressive sozialtherapeutische und ambulante Behandlungsmethoden. In seiner psychiatrischen Forschung wie seinen politischen Schriften zeigt sich Fanon als reflektierter Analytiker gesellschaftlicher Herrschaft, etwa der alltäglichen wie institutionalisierten Gewaltpraxis Rassismus und der Dehumanisierung durch das Kolonialverhältnis. »Die Inferiorisierung auf Seiten der Eingeborenen entspricht der europäischen Superiorisierung. […] Wenn [der Eingeborene] in einem bestimmten Moment seiner Geschichte dazu gebracht wurde, sich die Frage zu stellen, ob er ein Mensch ist oder nicht, so deshalb, weil man ihm diese Realität absprach.«[2] Unter dem Eindruck der Gemetzel und Folterpraktiken der französischen Armee quittiert er 1956 öffentlichkeitswirksam den medizinischen Dienst: »Herr Minister, […] die in Algerien bestehende soziale Struktur [des Nicht-Rechts, der Ungleichheit] widersetzte sich jedem Versuch, das Individuum [medizinisch] wieder in seine Rechte einzusetzen.«[3] Fanon wird zum Zeugen der Wirkungen von Folter, Gewalt und Erniedrigung, einprägsam dafür von Autor Ciriez und Illustrator Lamy bildlich aus einem Patientengespräch in seinem Büro in die Stätte der Tortur verschoben (143).

Im Exil in Tunis leitet Fanon eine psychiatrische Station und wird Mitarbeiter der Zeitschrift der FLN. Als Abgesandter ist er in Westafrika und auf internationalen Kongressen wie dem legendären I. Kongress Schwarzer Schriftsteller 1956 in Paris tätig – wo Fanon Rassismus als Ergebnis wie Rechtfertigung eines Systems gesellschaftlicher Herrschaft benennt, »Rassismus-als-Konsequenz« gegenüber dem vermeintlichen »Rassismus-als-Ursache«.[4] Er wird Symbolfigur, Stimme und Theoretiker, nicht nur des algerischen, antikolonialen Kampfs und einer sozialrevolutionären Entkolonisierung. Fanon stirbt Anfang Dezember 1961 in einem Krankenhaus in den USA, kurz nachdem er *Die Verdammten dieser Erde* in Händen halten konnte.

Fanons bekanntestes Werk analysiert plastisch die Kolonialherrschaft und den antikolonialen Kampf als unterdrückende bzw. befreiende Formen von Gewalt, und es blickt über deren Ende hinaus. Ähnlich wie Memmi einige Jahre zuvor benennt Fanon deren Dialektik: »Der Manichäismus des Kolonialherren erzeugt einen Manichäismus der Kolonisierten.«[5] Ein zentrales Kapitel widmet sich den »Mißgeschicke[n] des nationalen Bewußtseins«. »Die Dahomeer und Voltaer, die wichtige Posten im Kleinhandel [der Elfenbeinküste] einnahmen, sind seit der Unabhängigkeit der Gegenstand feindseliger Demonstrationen«, notiert Fanon. »Vom Nationalismus sind wir zum Ultra-Nationalismus, zum Chauvinismus, zum Rassismus übergegangen.«[6] »Wiederkehr des Rassismus«, so kommentiert Detlev Claussen, »wenn die Emanzipation aus dem Kolonialismus mißglückt.«[7] Dass das von Fanon ersehnte Vorwort Sartres gerade diese Diagnosen einer drohenden postkolonialen Fortschreibung von Elitenherrschaft und Gewalt mit einem Gewaltrhetorik-Holzschnitt überlagerte und die Wahrnehmung des ganzen Werks Fanons prägte, darin liegt eine fast tragische Ironie.

In diesem Sinn kommt den Autoren das Verdienst zu, einfühlsam und künstlerisch ansprechend in Fanons Leben und Denken einzuführen und ebenso, etwa über die Einwürfe oder Gedanken der Figuren Sartre, de Beauvoir und Lanzmann, in dessen Widersprüche und die Debatten darum. Nichtsdestotrotz kann auch dieses schöne Buch, wie Lothar Baier vor zwanzig Jahren zu Alice Cherkis ebenfalls empfehlenswertem Fanon-Porträt anmerkte, die Lektüre seiner Texte nicht ersetzen. Passend dazu ist vom März Verlag auch die Aufsatzsammlung *Für eine afrikanische Revolution* endlich neu aufgelegt worden.



Frédéric Ciriez & Romain Lamy: *Frantz Fanon,* übers. von Michael Adrian (Hamburg: Hamburger Edition, 2021), 232 S., 25 EUR.

[1] Assia Djebar, *Weißes Algerien*, 3. Aufl. (Zürich: Unionsverlag, 2000), hier: S. 106
[2] Frantz Fanon, *Schwarze Haut, weiße Masken* (Frankfurt am Main: Syndikat, 1980), S. 61ff.
[3] Frantz Fanon, „Brief an einen Ministerpräsidenten (1956)", in *Für eine afrikanische Revolution. Politische Schriften* (Frankfurt am Main: März, 1972), S. 59.
[4] Frantz Fanon, „Rassismus und Kultur", in *Für eine afrikanische Revolution. Politische Schriften* (Frankfurt am Main: März, 1972), S. 48.
[5] Frantz Fanon, *Die Verdammten dieser Erde*, Neuauflage (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1981), S. 76.
[6] Ebd., S. 121.
[7] Detlev Claussen, *Was heißt Rassismus?* (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1994), S. 201.

Florian Hessel ist Sozialwissenschaftler, Bildungsreferent und Publizist (Hamburg). Er ist Lehrbeauftragter der TU Hamburg und Gründungsmitglied von Bagrut e.V. Verein zur Förderung demokratischen Bewusstseins: bagrut.de.

Alleinsein im Weltinnenraum

Mit ihrem neuen Buch möchte Sarah Diehl Single-Frauen ermutigen, den Zwängen der Kleinfamilie zu trotzen. *Magnus Klaue* legt dar, weshalb eine solche Apologie des Alleinseins nur die Kehrseite eines neuen Konformismus ist.

Es gehört zu den eingeschliffenen Gewohnheiten von Linken, garantiert mehrheitsfähige Meinungen in einem pathetischen Tonfall zu verkünden, als handele es sich um Tabubrüche. Zu den beliebtesten dieser gesellschaftskritischen Gassenhauer gehört die Polemik gegen die sogenannte bürgerlich-patriarchalische Kleinfamilie. Fast niemand, der sie attackiert, vermag zu sagen, wodurch genau sie bestimmt ist, was sie konstitutionell von anderen Formen der Familie unterscheidet und wo es sie heute überhaupt noch gibt. Dem Einwand, dass das Bürgertum dem Patriarchat, dem es entsprang, spätestens durch die Einführung des Frauenwahlrechts selbst ein Ende gesetzt oder zumindest zur Erosion patriarchaler Vergesellschaftungsformen beigetragen hat, wird regelmäßig durch Verweis auf die notorischen »Strukturen« begegnet, in denen das Patriarchat auch in bürgerlichen Demokratien der formellen Gleichheit und Freiheit zum Trotz fortlebe. Ob die Kleinfamilie als Agens von Individuation sowohl gegenüber der vorbürgerlichen Großfamilie wie im Vergleich mit nachbürgerlichen Patchwork-Gemeinschaften nicht auch Vorteile aufweisen könnte, darauf gelingt Linken erst recht keine Antwort, weil sie die seit Wilhelm Reich tradierte Gleichsetzung von Bürgertum, Patriarchat, Familie und Faschismus auch dann verinnerlicht haben, wenn sie dessen Studie »Die Massenpsychologie des Faschismus« gar nicht kennen. Heute, da an die Trias von Bürgertum, Patriarchat und Faschismus auch Linke nicht mehr so richtig glauben können – sind es doch die flexibilisierten, nach wie vor unfreien Verhältnisse selbst, die die Kleinfamilie, wo sie rudimentär fortbesteht, als hinderlichen Anachronismus erscheinen lassen –, bedarf es anderer rhetorischer Mittel, um der konformistischen Kritik den Anschein von Dissidenz zu verleihen.

Wie einfach es ist, in ressentimenthafter Kritik die Versatzstücke des historischen Materialismus durch Elemente eines Jargons der Selbsterfahrung und Innerlichkeit auszutauschen, sofern nach letzterem eine größere Nachfrage besteht, veranschaulicht Sarah Diehl in ihrem Buch »Die Freiheit, allein zu sein«. Bereits Diehls bisherige publizistische Arbeit, in deren Mittelpunkt die Verteidigung des Rechts auf Schwangerschaftsabbruch stand, war geprägt von einer Zweideutigkeit im Urteil über das Verhältnis zwischen reaktionären und fortschrittlichen Momenten der bürgerlichen Gesellschaft. Ihre 2007 erschienene Anthologie »Deproduktion«, eine Dokumentation der Debatten über Schwangerschaftsabbruch im 20. Jahrhundert, war von der These getragen, dass die Regulierung von Abtreibungen notwendig für die Aufrechterhaltung der Produktions- und Reproduktionsverhältnisse bürgerlicher Gesellschaften und daher die Aneignung der Entscheidungsmacht über Schwangerschaftsabbrüche durch Frauen ein Beitrag zur »Deproduktion«, ein potentiell kapitalismuskritischer Akt, sei. Diehls 2008 erschienener Dokumentarfilm »Abortion Democracy« führte am Beispiel von Frauen aus Polen, die in Deutschland eine Möglichkeit suchen, Abtreibungen vornehmen zu lassen, sowie anhand von Südafrika, wo die Abtreibungsgesetzgebung liberaler als in Polen ist, aber Frauen medizinische Informationen fehlen, vor Augen, wie unterschiedlich bürgerliche Staaten bei der Reglung des Abtreibungsrechts vorgehen.

Dass es die bürgerliche Rechtsordnung selber gewesen ist, die die Proteste der Zweiten Frauenbewegung gegen § 218, gegen die Beratungspflicht im Vorfeld von Schwangerschaftsabbrüchen und gegen das widersprüchliche Verhältnis von Straffreiheit und Strafbarkeit bei Abtreibungen erst möglich gemacht hat, diese Aporie wurde bereits in Diehls früheren Arbeiten tendenziell übergangen. Seit ihrem 2014 erschienenen Buch »Die Uhr, die nicht tickt« hat sie die Aporie insofern aufgelöst, als sich immer deutlicher die soziale Adresse ihres Schreibens herauskristallisiert hat: Es richtet sich, auch wenn es sich mit gesellschaftlich marginalisierten Gruppen, »strukturell« erzeugter Armut von Frauen und mit dem Zusammenhang zwischen Reproduktions- und Ausbeutungsverhältnissen beschäftigt, vor allem an linke Freiberuflerinnen, deren ideologische Selbstverständigung und deren private Miseren Diehl zu Symptomen gesamtgesellschaftlicher Krisen hypostasiert. Stilisierte sie schon in »Die Uhr, die nicht tickt« den Widerspruch zwischen Kinderwunsch und Karriereplanung, zwischen Beruf, Privatsphäre und Öffentlichkeit, dessen Überwindung in der Wahrnehmung vieler Frauen aus Diehls Generation und sozialem Milieu substanzieller Bestandteil von »Selbstverwirklichung« ist, zum Generalthema aller Frauen, so geht sie in »Die Freiheit, allein zu sein«, einer »Ermutigung« von Single-Frauen, die produktiven Dimensionen des Alleinseins zu entdecken, einen Schritt weiter in der Übersetzung ökonomischer Begriffe in existenziell-selbstfindlerische Metaphern.

Tatsächlich besteht Diehls Buch fast vollständig aus Versuchen, der Darstellung seines Gegenstandes aus dem Weg zu gehen. Das ist bedauerlich, weil es nicht einfach eine lebensberaterische Erfindung ist, dass auf dem Alleinsein ein Tabu lastet. Nur besteht dieses Tabu nicht darin, dass das Alleinsein, wie Diehl eingangs im Rekurs auf die Kritik der Arbeit in Hannah Arendts Studie »Vita activa« darzulegen versucht, in ähnlicher Weise wie die Faulheit ein »Feind der Leistungsgesellschaft« wäre. Im Gegenteil ist das Alleinsein als Reflexionsform atomisierter und dadurch substanzloser Individualität eine notwendige Voraussetzung und ein Agens bürgerlicher Vergesellschaftung. Der Unterschied zwischen Alleinsein und Einsamkeit, den Diehl selbst aufgreift, vermag das zu veranschaulichen.



Edward Hoppers Gemälde »Automat« (1927)

Einsamkeit ist die bürgerliche Epoche hindurch nicht nur deshalb ein Komplementärbegriff zum Alleinsein gewesen, weil sie, wie Diehl meint, im Gegensatz zur Negativität des Alleinseins auf Transzendenz zielt und insofern eine erfüllte Erfahrung ist. Vielmehr ist der Einsamkeit, exemplarisch in der Philosophie Nietzsches, ein Zug des Heroischen eigen, den das Alleinsein, das eine Erfahrung der Privation bezeichnet, entbehrt. Eine Sentenz Else Lasker-Schülers aus ihrem 1912 erschienenen Roman »Mein Herz« – »Ich bin so allein, wäre ich wenigstens einsam, dann könnte ich davon dichten« – bringt diese Differenz auf den Punkt. »Einsamkeit« ist in der Epoche des Bürgertums ein Name für das zur Substanzialität umgedeutete Alleinsein, für das authentische Standhalten gegenüber der eigenen Leere, deren Erfahrung nicht mehr hingenommen oder erlitten, sondern errungen wird, wodurch die Einsamkeit einen Nimbus erhält, der dem Alleinsein nicht zukommt.

Insofern die Bejahung des formalen Charakters der Individualität, die (Selbst-)Betrachtung des Individuums als jenen fungiblen Rollenträger, als den die funktionalistische Rollensoziologie von Erving Goffman oder Talcott Parson es bestimmt hat, Voraussetzung des Normalvollzugs bürgerlicher Vergesellschaftung ist, ist das Alleinsein, das in der Einsamkeit ideologisiert und substantialisiert wird, nicht Feind, sondern Antriebskraft dessen, was Diehl Leistungsgesellschaft nennt. Weil aber dem Alleinsein jenes idealistische Surplus abgeht, das der gelungen Vereinzelte Einsamkeit nennt, verweist es die atomisierten Individuen auf die ausweglose Zufälligkeit ihres gesellschaftlichen Daseins. In dieser Seite des Alleinseins – in der Bindungslosigkeit und daher Ungebundenheit des Alleinstehenden – liegt tatsächlich eine Qualität, die Erkenntnis und Kritik ermöglichen könnte. Gerade diese Seite des Alleinseins, die auch Aufschlüsse über Erfahrungen des Alleinseins von Frauen verspräche, wird von Diehl jedoch nicht thematisiert. Ihre alleinige Bemühung besteht darin, die gesellschaftskonforme und rollenkompatible Seite des Alleinseins im Sinne eines feministischen Empowerments zu einem subversiven Erfahrungspotential umzudeuten. Ging es schon in »Die Uhr, die nicht tickt« statt um die ökonomischen, rechtlichen und psychosozialen Formen, unter denen in den westlichen Gesellschaften kinderlose Frauen leben, um das »Glück« der Kinderlosigkeit, so handelt »Die Freiheit, allein zu sein« statt von widersprüchlichen Erfahrungen von positiven Gefühlen.

»Im Mikrokosmos der Subjektivität offenbart sich, wie bedeutsam das Alleinsein für die Entwicklung der Kreativität und anderer Fähigkeiten ist.« – »Die Fähigkeit zum Alleinsein hängt mit der Beziehungs- und Bindungsfähigkeit zusammen. Beide haben ihre eigenen Zeiten und Orte. Beides muss in einer Balance bewusst gesucht und geübt werden.« – »Alleinsein (können) ist ganz grundsätzlich ein wichtiger Teil der Selbstfürsorge, denn es fördert eine ausgeprägtere Fähigkeit zur Gemeinschaftlichkeit.« – »Mit einer neuen Beziehung, die sich gleich an die alte anschließt, kompromittiert man den Versuch der eigenständigen Selbstliebe, die man sich gerade wieder mühsam zurückerobert.« – »Das Alter birgt immenses Potenzial für (neue) Freiräume. Man hat sich so sehr mit Leben und Lebenserfahrung vollgesogen, dass man nun gut und gerne auch eine ruhige Zeit allein genießen kann.«
Wo immer man Diehls Buch aufschlägt, man hat den Eindruck, einen Lebenshilferatgeber für prekarisierungsgefährdete Geisteswissenschaftler in der Hand zu halten. Die Verkümmerung jeglichen sozialhistorischen und -psychologischen Erkenntnisinteresses zu Fragen von Selbstcoaching, Empowerment und erweiterter Berufsberatung indiziert den Zerfall des Gegenstands, mit dem Diehl sich vorgeblich beschäftigt. Weil Alleinsein zum gesellschaftlichen Schicksal aller geworden ist und die vereinzelten Einzelnen sich, wenn sie ökonomisch überleben wollen, die Einsicht in die Konstitutionsbedingungen solcher Vereinzelung versagen müssen, weil aber zugleich jede Kooperation der Einzelnen im Sinne eines als vernünftig einsehbaren Interesses, das mit dem aufgeklärten Eigeninteresse der Individuen konvergieren würde, verstellt ist, flüchten die nachbürgerlichen Monaden weder in einen hypertrophen Individualismus noch zurück in den Familienverband. Im Gegenteil ist ihnen Individualismus als »Ellenbogenmentalität« ebenso verhasst wie Familie und Partnerschaft, deren Naturwüchsigkeit sie längst als Ideologie durchschaut haben.

Als einzige Alternative zu überkommenen Formen von Individualismus und Fürsorge erscheint ihnen die Sekte, in der die wahnhaften Tendenzen sowohl des Individualismus wie des Gemeinschaftskults verschmelzen. An das Bedürfnis nach der Sekte appelliert Diehls schale Rhetorik der Ermutigung, die Autosuggestion mit Urteilsfähigkeit verwechselt. Damit korrespondiert eine Sprache, die beim Sprechen über das Alleinsein nichts als Gemeinschaft evoziert: die Gemeinschaft der Freundinnen und Gesprächspartnerinnen, aus deren Aussagen Diehl, statt sie als Grundlage sozialtheoretischer Reflexion zu gebrauchen, Stichworte zur Bekräftigung der vorab festgelegten Meinung bezieht; die Gemeinschaft der Autorinnen – von Virginia Woolf bis Alice Walker –, deren Gemeinsamkeiten nicht hermeneutisch erschlossen, sondern aus gemeinsamer Geschlechtszugehörigkeit abgeleitet werden; schließlich die Gemeinschaft der Leserinnen, die offenbar nur aus zwei Gruppen besteht: denjenigen, die Diehl sowieso zustimmen, und denjenigen, die sie noch für sich begeistern muss. Wenn ihr Buch dennoch dem Alleinsein Ausdruck verleiht, dann durch solche Harmoniesüchtigkeit, solche Gemeinschafts- und Einigkeitssehnsucht: Wer ständig sich selbst und andere glaubt zum Alleinsein ermutigen zu müssen, der muss ziemlich mutlos sein; wer die »Selbstliebe« beschwört, spricht dadurch implizit vom Verlust der Möglichkeit von Objektliebe; und wer ein Buch über Alleinstehende mit dem Satz »wenn ich allein bin, ist die ganze Welt bei mir« abschließt, der versucht verzweifelt, die sich im Alleinsein anmeldende Erfahrung der Privation zu exorzieren, um sie nicht reflektieren zu müssen. Auch denjenigen Frauen, für deren Rechte Diehl sich in früheren Arbeiten starkgemacht hat, wird mit der Transformation von Kritik in eine an Rainer Maria Rilke erinnernde gefühlig wattierte Weltinnenraumpolitik ein Bärendienst erwiesen.



Sarah Diehl: *Die Freiheit, allein zu sein. Eine Ermutigung*, Arche-Verlag, Zürich/Hamburg 2022, 400 Seiten, 24 Euro

---

Magnus Klaue war von 2011 bis 2015 Redakteur im Dossier- und Lektoratsressort der Jungle World und von 2015 bis 2020 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Simon-Dubnow-Institut für jüdische Geschichte und Kultur in Leipzig. Derzeit arbeitet er an einer Studie zu Max Horkheimer. Zuletzt erschien im XS-Verlag der zweite und abschließende Band der Essaysammlung Die Antiquiertheit des Sexus.

Machines of Loving Grace

Im Atelierhaus Salzamt in Linz war im Februar die Arbeit *Felt Cursed, Might Delete Later* von S()fia Braga zu sehen. Maschinenblick, spekulative Visionen aus dem *Novacene*, das Verlangsamen des Aussterbens der Menschen: *Tanja Brandmayr* hat sich Ausstellung und Eröffnungsperformance angesehen.

Beim Eintreten

Beim Eintreten in den dunklen Ausstellungsraum sind drei Screens zu sehen, die in eine U-förmige Raumnische gelehnt wurden. Auf den Screens laufen digital generierte Videos. Die Videos zeigen einerseits Bilder von menschenleeren Räumen wie von Überwachungskameras gemacht, andererseits Fahrten durch digitale, sich prozessierende Räume. Die Darstellungen scheinen formwandlerisch, lösen Gegenstände und Architektur auf, sowohl horizontal als auch vertikal, sie switchen von einer Außenraumperspektive immer wieder in das Innenleben der Maschine. Der Blick führt sozusagen vom umgebenden Raum in die Hardware und ins Programm – und wieder zurück. Leitungen, Gegenstände, Zeichen, Symbole und Bedeutungen durchwechseln einander. Die Abwesenheit von Menschen erweckt allemal ein Gefühl von da-war-mal-was. Insgesamt wirkt die Installation zeichenhaft: Drei hochgestellte Screens thematisieren Abwesenheit. Es laufen Texte und Zeichen, Mitteilungen, die nicht wirklich zu verstehen sind. Verkapselte Botschaften und die Entität dreier Screens – das assoziiert Gebotstafeln, eine Art Trinität des Maschinenzeitalters. S()fia Braga selbst betitelt ihre Installation mit »All Watched Over by Machines of Loving Grace«. Und außerdem: Wie das bei Screens oft der Fall ist, ziehen sie den Blick magnetisch an. Hier schaut man jedoch nicht ins Feuer, sondern Tempo und Art des Blicks sind anders. Man observiert und durchscannt permanent etwas, zum Beispiel die sich verändernde Umgebung aus synthetischen Außen- und Innenräumen. Man durchsucht sich selbst nach auftauchenden Bedeutungsreferenzen. So viel zur »Loving Grace«, zur liebenden Gnade der Maschinen. Die zeitweilig zu hörende Alarmsirene aus dem hinteren Teil des Raumes tut ihr übriges.





Bilder: TanjaB

Ausstellungsansicht *Felt Cursed, Might Delete Later*

Zitat Ausstellungstext S()fia Braga: »*Felt cursed, might delete later* erforscht den Maschinenblick, um spekulative Visionen aus dem Novacene zu entwerfen, einer neuen Ära der Zusammenarbeit zwischen Menschen und Nicht-Menschen für das irdische Überleben und die Verlangsamung des bevorstehenden Aussterbens des organischen Lebens, wie wir es kennen.«

Das Novacene, klar, das ist das Erdzeitalter, das erst kommt. Aber die »Verlangsamung des bevorstehenden Aussterbens«, das klingt beängstigend aktuell und gleichzeitig nach feststehendem harten Schlag für die Menschheit. Hier wirkt das fies – in einer Szenerie der zuerst fast vielversprechend angekündigten »neuen Zusammenarbeit von Menschen und Nicht-Menschen«. Ähnlich fies auch der Titel »Felt Cursed, Might Delete Later«: Das Curse könnte hier nicht nur ein »verflucht«, sondern auch ein »cursed« als schon mal vom Cursor gestreift bedeuten – bevor das nächste Mal gleich endgültig auf »Delete« geklickt wird.

Im hinteren Teil des Raumes

Wir gehen damit in den hinteren Teil des Ausstellungsraumes und zitieren den zweiten Teil des Ausstellungstextes: »Neue Systeme der Post-Knappheit, die auf einer verbesserten menschlichen Selbstverwirklichung, kybernetischen Ökologien und vielen neuen Möglichkeiten beruhen, sind



Ausstellungsansicht *Felt Cursed, Might Delete Later*

erreichbar, allerdings unter einer Bedingung: der Überwindung der anthropozentrischen Vision, der Akzeptanz des menschlichen Zustands als evolutionärer Schritt hin zu einer neuen Welt, die für synthetische Lebensformen gestaltet ist.«

Klingt auch nicht unbeschwert. Wir sind im ebenso dunkel gehaltenen hinteren Ausstellungsbereich angelangt, bei der Arbeit »The Artificial Conjuring Circle«. Der Titel reißt Bedeutungen zwischen Beschwörung, Rettung und Heimsuchung an. Das etwa 5minütige Video ist inhaltlich-ästhetisch ähnlich aufgebaut wie die eingangs beschriebenen Videoarbeiten, allerdings hier raumfüllend installiert. Als zusätzliche Bedeutungsebene ist Text intergriert (»If you have any questions, please get in contact with us«), von der weiblichen Stimme der Maschine gesprochen sowie als Untertitel dargestellt. Der bereits erwähnte Alarm und kurz auftauchende, verschwommene menschliche Silhouetten in den Maschinenräumen (oder geschluckte Rest-Ideen von Menschen in den Innenräumen der Maschine), deuten gleichzeitig Gefahr und Rettung an – während in ruhigem Ton die Einladung ausgesprochen wird, an den neuen Möglichkeiten der verbesserten menschlichen Selbstverwirklichung teilzunehmen. Es handelt sich sozusagen um ein Angebot an einem »Point of No Return«, also um ein Verkaufsgespräch, das auf nichts weniger als auf Überleben ausgerichtet ist. Der Preis ist, den Menschen als subkulturelle Spezies einer synthetischen Lebensform unterzuordnen. Und der Weg scheint, menschliche Grundbedürfnisse und Gefühle als so eine Art Rest-Rauschen zu verstehen und in Termini von gesteigerter Kreativität, Verbesserung und Innovation zu überführen. »We will enhance your creativeness as a main path«, (...) »Thanks to your contribution we will be able to refine machine creative visions«. Und so weiter. So spricht die Firma. Und so spricht der Post-Humanismus.

Eröffnungsperformance

Konsequenterweise bestand auch die Eröffnungsperformance aus Screens and Machines. Konkret liefen die Videos, es performte ein Roboterhund. So einer, den man im ursächlichen Zusammenhang bereits seit längerer Zeit aus dem militärischen Komplex kennt. Ja, genau, die Roboter von der ganz creepy Sorte, die beim Militär als Späher eingesetzt werden oder mit Waffen ausgestattet durch die Gegend laufen sollen. Der von vielen im Publikum erstmalig in real life gesehene Roboterhund blieb jedenfalls in seiner Performance weitestgehend auf seinem Platz, ging mal in die Knie, wandte sich mal schräg und wieder gerade, seine »Augen« leuchteten in die Dunkelheit ... Die Performance der nicht-organischen Lebensform wiederholte sich in reduzierter Weise und präsentierte sich in Richtung Publikum. Hin und wieder stakselte der Roboterhund etwas herum. Man wußte nicht, fährt er jetzt ein Maschinengewehr aus und erschießt alle – oder will er nur gestreichelt werden. Wenig hätte die Thematik besser auf den Punkt bringen können als dieses Setting. Im Rahmen von S()fia Bragas Arbeit als Roboter-Herrchen ausgewiesen war Amir Bastan von Creative Robotics.

In Kunst und Real Life

Mittlerweile tauchen also diese vom Militär entwickelten Geräte im Kunst- und Kulturkontext auf und natürlich war der Hund auch bereits bei der Ars Electronica. Ein Ding dieser Art lief auch herum, um die neue Linzer Donaubrücke in 3D zu vermessen. Und es kam sogar der Linzer Bürgermeister zum Fototermin, um mit dem, O-Ton Lokalpresse, »digitalen Zwilling«, der Hundekopie, zu posieren. Zu derartigem Getier baut man irgendwann wahrscheinlich sogar eine »echte menschliche Beziehung« auf. Und alles in allem kann gesagt werden, dass diese Geräte in der Zivilgesellschaft angekommen sind. Ein kleine Internet-Recherche indentifizierte das im Rahmen der Eröffnungsperformance verwendete Gerät als QR A1 Explorer (zumindest sah es so aus) und es ist für EUR 17.400.- bei Reichelt Elektronik zu haben, lieferbar innerhalb von vier bis sechs Geschäftstagen. Allerdings einstweilen noch nur für »Gewerbetreibende, Institutionen und Behörden«.

Exkurs Science Fiction

Damit zurück zur Kultur, mit einem gedanklichen Exkurs: Zwangsläufig wecken Themen wie Roboter, synthetische Organismen und Auslöschung der Menschen durch autonom gewordene Hybride Assoziationen zu diversen Science-Fiction-Bezügen. Etwa zu Philip K. Dicks 1952 erschienener Kurzgeschichte *Second Variety*. Ein weniger exquisiter, aber leitmotivisch ebenso augenscheinlicher Bezug ist *Terminator 2* von James Cameron. Der Film kam 1991 in die Kinos und wurde zum Blockbuster. Worauf beides hinausläuft: auf die Herrschaft der Maschinen, die Vernichtung der Menschheit, eine täuschend echte Maschinentarnung in immer neuen Varianten. Und, das ist hier nun der interessante Punkt: Während man sich bei Erzählungen wie *Second Variety* und *Terminator 2* als Publikum mit dem menschlichen Widerstand solidarisierte, und sei der Widerstand noch so klein und noch so hoffnungslos versprengt, scheint man bei neueren Erzählungen aufgefordert zu sein, sich mit der Maschine zu solidarisieren, mit ihr »zusammenzuarbeiten«: zum eigenen Schutz, wegen des eigenen Überlebens, oder besser gesagt, eigentlich: wegen einer stressfreieren Verlangsamung des Aussterbens. Das klingt nach Opportunismus (die Sympathie für die Übermacht) – aber vor allem nach Paradigmenwechsel. Im Ausstellungstext wird auf Spekulation, Meme-Culture und ein Hinterzimmer des Internets verwiesen. Damit nocheinmal zurück zum O-Ton des Videos: »We will do our best to decelerate the extinction of organic life on earth«.

Apropos Film, Science Fiction und die in diesen Genres verdichtet vorkommenden Mythen: Der Kulturtheoretiker Georg Seeßlen hat das Kino einmal als Raum bezeichnet, in dem Filme als Mythen besonderer Form funktionieren, nämlich »als industriell produzierte Mythen«. Fragt sich nur, was die synthetisch prozessierten Mythen der neuen Welt sein werden. Da die Antwort fast auf der Hand liegt, gab es aus Anlass dieser Besprechung auch einen halbherzigen Versuch, diesen Text in Richtung AI zu drehen. Das heißt, diesen Review von einem Last-Hot-Shit-AI-Textgenerator schreiben zu lassen. Wäre angenehm gewesen (aus kurzfristigen niederen Interessen der Faulheit), hat aber leider nicht geklappt: »S()fia Braga's album *Felt Cursed, Might Delete* Later is a unique exploration of the machine gaze and its implications for the future«. Ok, Titel-Wiederholung, Ausstellungstext gefunden, ein paar aufgefundene überdeutliche Zusammenhänge. Unique ist immer gut, aber der Bezug zu einem »Album«? Stimmt schon mal nicht. Es folgten einige wohlformulierte Sätze, aber leider nur Behauptungen, Verweise zu anderen Sparten und Personen, offensichtlich alles falsch und deswegen gestrichen. Der letzte Satz war aber zumindest wieder irgendwie in Ordnung: »Overall, S()fia Braga's *Felt Cursed, Might Delete Later* is an ambitious and creative exploration of the machine gaze that offers flashes of insight into humanity's attention span and empathy«. Ambitious, creative, human attention, empathy, ... Mehr geht nicht.

S()FIA BRAGA: Felt Cursed, Might Delete Later

Eröffnung und Performance fanden am 8. Februar 2023 statt. Die Ausstellung wurde von 8. bis 17. Februar im Rahmen der Salzamt-Reihe L.A.S.S.O. – Local Artists Solo Show Observations – gezeigt. Die Serie LASSO präsentiert Arbeiten Linzer Künstler*innen, die aktuell ein Atelier im Salzamt nutzen. blog.salzamt.at

---

Tanja Brandmayr ist Künstlerin und Autorin, arbeitet in der Stadtwerkstatt und für die Zeitungen Versorgerin und Referentin.

Privatisierte Modelle

Patrick Derieg über ChatGPT-3, dessen Vorgeschichte und die Aneignung nichtkommerzieller Software durch proprietäre IT.

ChatGPT ist seit einigen Wochen in aller Munde. Für die meisten von uns kam dies als überraschende Entwicklung aus heiterem Himmel. Obwohl Sprachassistenten wie Siri, Alexa und Co schon alltäglich geworden sind, wird ChatGPT zu Recht als Neuheit verstanden. Eine KI, mit der man sich in natürlicher Sprache unterhalten kann, die über ein extrem breites Spektrum an Wissen zu verfügen scheint, und dieses Wissen je nach Bedarf mit unterschiedlicher Komplexität und poetischer Färbung vermitteln kann – das ist doch neu. Die Schlagzeilen deuten jedenfalls darauf hin. Es gibt plötzlich eine neue Krise für das Bildungssystem: ChatGPT kann nämlich Hausaufgaben verstehen und nach eingegebenen Kriterien ausformulieren. Programmierer:innen dieser Welt suchen nicht mehr auf StackOverflow nach den Lösungsansätzen von anderen Entwickler:innen, sondern fragen einfach ChatGPT, denn es kann einen verschriftlichten Wunsch einer Funktion in eine tatsächlich ausführbare Funktion verwandeln. ChatGPT kann also programmieren. Das ist neu. Anfragen an Google, sagt man, seien nun überholt. Denn ChatGPT liefert die Antworten deiner Fragen schneller, maßgeschneidert, und kann auf Folgefragen auch eingehen.

Adieu Google. Oder? Moment, was ist »Bard«? (s.u.) Es ist gerade vieles in Bewegung. Um zu begreifen, was hier passiert, kann man sich nicht an der neuesten Entwicklung festklammern, denn diese wird in Kürze wieder überholt sein. Ich schlage also vor, die Angelegenheit aus einer Entfernung zu betrachten.

Die Vorgeschichte

»Machine Learning«, die Technologie, auf der ChatGPT basiert, hat einen theoretischen Ursprung, der circa so weit zurückliegt wie die theoretische Grundlage des Internets: bis also in die 1950er Jahre. Anstelle des Prinzips, einem Computer alle Regeln bis ins kleinste Detail auszuformulieren, um ihn dann Schritt für Schritt zur sinnvollen Lösung eines Problems zu bringen, könnte es doch auch andersrum funktionieren: Es könnten dem Computer ein Problem und eine Lösung präsentiert werden, und er sollte dann alle Wege vom Problem bis zur Lösung abtasten, und bei falscher Ausgabe »bestraft« werden, bis sich ein Muster herauskristallisiert, das eine allgemeine Lösung darstellt. Die Theorie hat zwar gepasst, die Computer hatten allerdings nur für die einfachsten Anwendungsfälle die notwendige Rechenleistung, um »alle Wege abzutasten«. Es gibt ein Gesetz in der Informatik namens »Moore's Law«: Die Leistung von Computern soll sich alle zwei Jahre verdoppeln. So lautete 1975 die Prophezeiung von Gordon Moore, dem Mitbegründer des Computer-Chip-Herstellers Intel; und so kam es auch. Aber eine gute Weile, bevor Heim-PCs Machine Learning betreiben konnten, bekamen diese Heim-PCs in den 90er Jahren einen Internetzugang.

Rechtsstreit

Als Tim Berners-Lee zwischen 1989 und 1991 die Protokolle und Strukturen dessen geschaffen hat, was wir heute als Internet bezeichnen, und diese innerhalb zwei kurzer Jahrzehnte die Welt auf den Kopf stellen würden, war den wenigsten klar, wie sie in dieser neuen Welt die Oberhand gewinnen könnten. Microsoft war zu dieser Zeit schon allgegenwärtig, Windows für die meisten ein Synonym für Computer. Trotzdem konnte Bill Gates, damaliger Chef von Microsoft, nur zusehen, als Mosaic – der Vorgänger von Mozilla Firefox – allgemein beliebter wurde als der bereits mit Windows ausgelieferte Internet Explorer. So griff Microsoft also zur Kartellkeule: Mosaic sollte an Microsoft verkauft werden, und wenn sie das Angebot ablehnten, dann würde Microsoft dafür sorgen, dass dieser Browser nicht mehr auf Windows ausführbar ist. Aus dieser Drohung resultierte eine äußerst folgenschwere Kartellrechtsklage. Nicht deshalb folgenschwer, weil Microsoft verloren hätte: Es hat letztendlich gewonnen. Bill Gates, der vielleicht privilegierteste Mensch jemals, fühlte sich allerdings durch die vielen Vernehmungen so gekränkt, dass er in Folge als Firmenchef zurücktrat, und Microsoft um einiges vorsichtiger im Ausüben seiner erheblichen Macht wurde. Während sich dieser Gigant zurückzog, entstand eine Art Lücke. Wer identifizieren konnte, welche Grundbedürfnisse in der Welt des Internets entstehen würden, diese zu besetzen und verteidigen wusste, der/die konnte diese Lücke füllen und hatte dabei viel zu gewinnen. Diese Gewinner sind heute bekannt.

Was wäre, wenn man im Internet Dinge finden könnte? Google.
Und was wäre, wenn man was kaufen könnte? Amazon.
Und wie bleibe ich mit meinen vielen Freunden in Kontakt? Facebook.

Was zu oft in der Erzählung über die Erfolgsgeschichten dieser Internetgiganten ausgelassen wird, ist die Tatsache, dass all diese Erfolge ohne die unbezahlte Arbeit von abertausenden Hobbyprogrammierer:innen komplett undenkbar wären. Die Open-Source-Community hat die stabileren Betriebssysteme, Protokolle, Programmiersprachen, und Frameworks geschaffen, die das Rückgrat des Internets und in weiterer Folge der Dienstleistungen darin ausmachen. Im Jahr 1999 verfasste Eric S. Raymond den Aufsatz »The Cathedral and the Bazaar«: Er zeigte darin, dass es möglich war, Hobbyisten zu einer bestimmten Problemlösung hinzulenken und durch geschicktes Manövrieren als einziger von dieser Arbeit zu profitieren. Dieses Prinzip wurde von allen Internetriesen adaptiert. Dass ihre Benutzer:innen unreflektiert Daten und Inhalte an diese Riesen verschenkt haben (und es nach wie vor tun), verstehe ich als Anwendung desselben Prinzips.

DeepMind

Während unsere Aufmerksamkeit durch Scrollen, Liken, Sharen, usw. eingenommen wurde, galt Moore's Law weiterhin. Computer wurden so gut und so klein, dass wir Konsumenten sie nun überall hin mitnahmen. Unter den Gewinnern der neuen Welt hat vor allem Google schnell erkannt, dass es Zeit war, Machine Learning abzustauben. Im Jahr 2014 kaufte es DeepMind, eine KI-Forschungsfirma. Da es nun historisch unvergleichliche Datenmengen, Rechenleistung und Expert:innen zur Verfügung hatte, gelang DeepMind im Laufe des letzten Jahrzehnts ein Durchbruch nach dem anderen. Die Machine-Learning-Modelle AlphaGo (das den Weltmeister in Go besiegte), AlphaStar (das Selbiges im Strategiespiel StarCraft schaffte), AlphaFold (das die Protein-Forschung revolutionierte) sind nur ein paar Beispiele von DeepMinds vielen Errungenschaften der letzten Jahre. Wer sich für das Thema interessierte und diese Entwicklungen mitverfolgte, durfte oft staunen. NVIDIAs und Facebooks Machine-Learning-Abteilungen haben auch wiederholt mit entsprechenden Anwendungen für Schlagzeilen gesorgt. Aber keiner von ihnen hat so dramatisch das Spielfeld verändert wie OpenAI.

LLMs

Wie von vielen angemerkt wird, ist der Name »OpenAI« im besten Fall irreführend. Einige Silicon-Valley-Milliardäre haben diese Firma im Jahr 2015 mit der Intention gegründet, eine »freundliche« künstliche Intelligenz zu schaffen, die zum Vorteil der Allgemeinheit eingesetzt werden sollte. Ein wesentlicher Fokus dieser Firma liegt auf LLMs: Large Language Models. Das sind jene Machine Learning-Modelle, die einen Text als Eingabe annehmen und dessen Weiterführung ausgeben. Diese Art von Modell wird mit riesigen Textmengen trainiert: Anhand dieser Texte errechnet sich das Modell die Wahrscheinlichkeiten der Folgewörter. Als OpenAI im Jahr 2018 das Sprachmodell GPT-2 auf diese Weise erstellte, gab die Firma schnell bekannt, dass diese Technologie zu gefährlich sei, um sie der Allgemeinheit anzuvertrauen. Worauf genau das »Open« in ihrem Namen hinweisen sollte, war damals eine weitverbreitete Frage. Im ersten Pandemiejahr 2020 erlaubte OpenAI Entwickler:innen Zugriff auf ihr neuestes Modell: GPT-3. Wo GPT-2 schnell »den Faden verlor«, Kontext vergaß, oder sinnlos Phrasen wiederholte, überwand GPT-3 eine Art Glaubwürdigkeits-Schwelle. Mit GPT-3 konnte man sich richtig gut unterhalten. Die etwas alarmierende Entdeckung lautete: Je mehr Text in das Modell gespeist wird, desto »intelligenter« wird das Sprachmodell, und zwar ohne Hinweis auf irgendein Limit.

Machine Learning erlebt »Linux Moment«

Ein Hedgefonds-Manager in London namens Emad Moustaque verfolgte diese Entwicklungen und stellte fest, dass es inzwischen für einen einfachen Multimillionär wie ihn leistbar geworden war, ähnlich große Modelle wie jene von Google, OpenAI und Co zu erstellen. Innerhalb eines Jahres gelang es ihm, eine Firma auf dieser Idee aufzubauen: Stability AI. Sie schuf ein Bildgenerator-Modell, ein großes Sprachmodell, und andere mächtige Werkzeuge. Im August 2022 überraschte sie dadurch, dass sie das alles Open-Source stellte. Machine Learning, und die daraus entstehenden Modelle, sind also seit letztem Jahr zugänglicher als je zuvor. Da nun selbst gute Gaming-PCs solche Modelle ausführen können, gibt es eine rasant anwachsende Zahl an Entwickler:innen, die zum ersten Mal Zugriff auf diese Technologien haben.

Was letztendlich daraus resultieren wird, bleibt eine offene Frage. Aber, dass eine gewisse Beschleunigung stattgefunden hat, ist ersichtlich. Die »Großen« sehen sich im Zugzwang und stellen selber einige Modelle Open-Source. Stability AI wird im gleichen Atemzug wie Google genannt. Microsoft (größter Anteilhaber von OpenAI) kündigt an, ChatGPT in all ihre Produkte einzubinden, und Google muss plötzlich die eigene Übermacht im Bereich der Websuche verteidigen (als Google »Bard« am 6.2. vorstellte – die Antwort auf ChatGPT –, machte dieser einen faktischen Fehler, woraufhin Google $100 Milliarden an Wert verlor). Es ist noch zu früh, um Prophezeiungen abzugeben, aber eins möchte ich festhalten: Wie die Plattformen der »Großen« an sich, sind diese riesigen Machine-Learning-Modelle nur deswegen so mächtig, weil sie anhand Unmengen von frei verfügbaren Informationen im Internet trainiert worden sind. Insofern diese Modelle also irgendjemandem »gehören«, gehören sie der Allgemeinheit. Diesen Anspruch werden wir stellen und verteidigen müssen.

Patrick Derieg ist ein selbstständiger IT-Techniker aus Linz, der sich auch in seiner Freizeit gerne mit Informatikgeschichte und freier Software auseinandersetzt.

Aufträge von Michael Aschauer an die AI



The Synthetic Times, Japan's H3 Rocket Launch Aborted Due to Booster Engine Glitch



The Synthetic Times, Unlock a Green Future: Europe Must Follow Biden's Lead!



The Synthetic Times, How to Get Rid of a Headache Fast

Ai AI.

Überlegungen von *Michael Aschauer* zum Kunstwerk im Zeitalter der künst(/li/leris/)chen Intelligenz.

Zweifelsfrei war im vorangegangen Jahr nicht nur das Klima, sondern auch der AI-Sommer heiß. Die Weiterentwicklung der sogenannten Transformer-basierten Large Language Models löste mit der als Chat-Client verpackten GPT3.5-Variante – ChatGPT – einen derartigen Hype aus, daß OpenAI zum schnellst-wachsenden Onlinedienst der Geschichte wurde und gipfelt aktuell in Kampfansagen der großen Tech-Landlords um die Vorherrschaft bei Suchdienstanbietern, intelligenten Assistenten und ganz allgemein dem Zugang zur digitalen Wissenswelt.

Neben den Textgeneratoren erreichten aber auch die bilderzeugenden Modelle und Verfahren erstmals breite Aufmerksamkeit und ein durchaus beeindruckendes Niveau. Das führte auch zu viel Aufregung in der Kunst. »Die Kunstwelt erlebt die größte Veränderung ihrer Geschichte«, titelte etwa *Die Zeit*. Was war passiert?

OpenAI veröffentlichte den Text-zu-Bild-Generator Dall-E 2. Ein von Midjourney generiertes Bild gewann zum ersten Mal einen Kunstpreis. Der mit 300 USD dotierte Preis in der Kategorie digital bearbeiteter Bilder bei der Colorado State Art Fair fällt zwar eher unter Provinzliga, war aber allen Medien bis zur *New York Times* Schlagzeilen wert. Man könnte einwenden, dass auch der berühmte Schachcomputer Deep Blue mit einem gewonnenen Spiel die Bühne betrat und zwar sein erstes Match gegen Gerry Kasparov verlor, ein Jahr später aber triumphierte. Der eigentliche Paukenschlag war die Veröffentlichung von Stable Diffusion mitten im Sommer: Ein Open Source Modell, entwickelt in Kooperation der Computer Vision & Learning research group an der Ludwig-Maximilians-Universität München mit den Unternehmen Stability AI und Runway ML. Google und Facebook hielten sich vorerst noch bedeckt, zeigten aber mittels ihrer publizierten Papers und Demos, dass sie mindestens genau so viel drauf haben.

Der Einsatz von Maschinen-Lernen und statistischen Algorithmen zur Bildgenerierung in der Kunst ist nicht ganz neu, war aber bis jetzt auf einen Nischen-Einsatz beschränkt – zumeist mit spezifisch für den jeweiligen Einsatz trainierten Generative Adversarial Networks (GANs). Schon 2018 wurden erste Bilder von einer »Künstlichen Intelligenz« bei Christie's versteigert, technisch und inhaltlich recht primitive Bilder des bis dahin völlig unbekannten französischen Kollektivs Obvious, für immerhin 432.500 USD. Inzwischen bespielt der türkisch-amerikanische Künstler Refik Anatol mit seinen GAN's das MoMA in New York und die Grammy Award Show. AI-Kunst ist im Mainstream angekommen.

Die aktuellen Diffusion-Modelle, die vereinfacht und plakativ gesagt beim Training Bilder sukzessive in Rauschen auflösen, um aus dem Rauschen später schrittweise wieder Bilder zu extrahieren, sind aber erstmals auch Generatoren, die für die breite Nutzer-Masse zugänglich sind. Möglich wird das durch den riesigen Umfang von Trainingsdaten: Der Datensatz LAION-5B, von einem gemeinnützigen Verein in Deutschland zusammengestellt, umfasst 5,85 Milliarden Bilder. Diese Bilder sind vorwiegend aus dem Internet gescrapt: von Pinterest, Flickr, Shutterstock, DeviantArt, Wikimedia, etc. – hier ist fast alles dabei, was sich runterladen lässt und ein geringstes Mindestmaß an Qualität erfüllt. Die Kosten, um ein System wie Stable Diffusion zu trainieren, liegen bei etwa 600.000 USD. Also nichts für den Heimgebrauch.

Urheberrechte sind hier nur Neben-Thema. Auch wenn das Nutzen von Bildern als Trainingsmaterial rechtlich durch Fair-Use und Ausnahmeregeln gedeckt zu sein scheint (das maschinelle Lernen ist hier ja nicht unähnlich dem menschlichen, nur um ein Viel-, Vielfaches schneller, oder?), sind Künstler, deren Stil ge- oder missbraucht wird, wenig überraschend, nicht erfreut. Das kann bis zum Vorwurf der Rufschädigung führen. Initiativen wie *Spawning.io* und *Have I been trained?* von den KünstlerInnen Dryhurst and Herndon sind sicher erst der Anfang einer »Resist AI« Bewegung.

Die Aufgabenteilung, wobei gemeinnützige Vereine, Forschungsinstitute und Non-Profits Datensätze zusammenstellen und Modelle entwickeln, während Firmen und Konzerne die Infrastruktur und Finanzierung stellen und später die Ergebnisse kommerzialisieren, scheint jedenfalls programmatisch. Auch OpenAI wandelte sich vom ursprünglich spendenfinanzierten Non-Profit zum Capped-Profit-Unternehmen und zum milliardenschweren Partner von Microsoft. Das weist auch darauf hin, dass man sich durchaus bewusst ist, sich in einer rechtlichen Grauzone zu bewegen. Immerhin werden zahlreiche Fragen aufgeworfen, für die derzeit kein adäquater rechtlicher, ethischer oder moralischer Rahmen existiert. Viele der Probleme sind bekannt: Fragen von Urheberrechten, Persönlichkeitsschutz, und Bias – bis zu Rassismus – in den Trainingsdaten: Garbage in, Garbage out. Bias in, Bias out. Jedes AI-generierte Bild ist eine Infografik über das Dataset, behauptet Eryk Salvaggio und führt vor, wie das primär auf Stock-Photography trainierte Dall-E an der Herstellung eines Bildes von küssenden Menschen scheitert.

Aber auch die Replikation und Stärkung von existierenden Machtverhältnissen ist Teil von AI: So können sich nur wenige Player den Aufwand leisten, Modelle zu trainieren und zu betreiben. Die manuelle Arbeit hinter der schönen, digitalen Fassade wird von Billiglöhnern geleistet. Unmengen an Daten müssen für Training und menschliches Feedback beschriftet und kategorisiert werden. Insbesondere die Drecksarbeit, die für Moderation und Filterung notwendig ist – das Sichten und Labeln all jener abartigen Dinge, die von niemanden gesehen werden wollen und sollen – wird auf moderne Plantagenarbeiter im globalen Süden (z.B. Kenia) ausgelagert.

Nachdem die Aura des Originals im Hier und Jetzt durch die technische Reproduzierbarkeit zerstört wurde und der Versuch gescheitert ist, die Einzigartigkeit der Aura durch Besitz und NFTs wiederherzustellen, wird im Zeitalter der künstlichen Produzierbarkeit von Werken auch der Mythos des Autors zerstört: Wer ist nun Urheber? Mensch oder Maschine, Auftraggeber oder Algorithmus? Wird der schaffende Künstler zum Prompt-Engineer degradiert, oder von manueller Arbeit emanzipiert? Müssen nun auch Künstler und Kreative im Westen um ihre geringen Einkommen bangen? Im Falle von einfachen Illustratoren für Weblogs, die nach sich wiederholenden Mustern verfahren, mit Sicherheit. Wenn Silicon Valley CEOs von »unlocking human potential« sprechen, ist immer Gefahr in Verzug.

Pandoras Box ist jedoch geöffnet worden und wird sich kaum mehr schließen lassen. Werden die wachsenden Bildgeneratoren die Kreativität beflügeln, wie die AI-Apostel behaupten oder zu einer Flut von Varianten des Immergleichen führen?
Werden Dall-E, Midjourney und Co die perfekten Visuals liefern für die eloquente Dampfplauderei und das Mansplaining von ChatGPT und Googles Bard? Oder wird AI-Bildkunst in ihrer eigenen Blase ersticken, weil sie durch das im Internet gesammelte Trainingsmaterial zunehmend inzestuös ihre eigenen Resultate kannibalisiert? Wir wissen es (noch) nicht.

Wird künstliche Intelligenz demnächst endgültig die menschliche überflügeln? Muss man Angst haben, zum Untertan der AGI, der Artificial General Intelligence zu werden, die gerne von ins All fliegenden Milliardären in Aussicht gestellt wird? Abgesehen davon, daß es heute für den Großteil der Menschheit schlichtweg egal wäre, ob sie von einer künstlichen oder einer menschlichen Intelligenz ausgebeutet würde: Auch davon sind wir – dem Hype zum Trotz – noch weit entfernt. Interessant wird es sicher dann, wenn Modelle beginnen, ihren eigenen Code zu programmieren. Das Erschreckende an der künstlichen Intelligenz heute ist ihre Unintelligenz, bzw. die Unintelligenz und die künstliche Aufregung bei ihrer Anwendung. In vielen Bereichen übertrifft die maschinelle Leistungsfähigkeit längst die menschliche, und der Einsatz von KI-Systemen prägt jetzt schon unseren Alltag, im Schlechten, wie im Guten: Um die Probleme unserer Zeit zu lösen, brauchen wir jede Form von Intelligenz, die wir kriegen können.
Bis heute fehlt es an einer einheitlichen Definition dessen, was Intelligenz eigentlich ist und was dann eine künstliche ausmacht. Jedes derartige Vorhaben wird ignorant aus einer menschlichen Perspektive unternommen. Nicht nur die Grenzen unserer Sprache sind die Grenzen unserer Welt, auch die Grenzen unserer Sinne sind die Grenzen unseres Verständnisses von Intelligenz. James Bridle bringt in seinem neuesten Buch zahlreiche Beispiele dafür. Er spricht von der nicht-menschlichen Intelligenz und postuliert eine Offenheit und Zusammenarbeit von tierischer, maschineller, sowie künstlicher und menschlicher Intelligenz.[1]

James Lovelock, der Erfinder der Gaia-Hypothese (nach der die Erde als eine Art von Lebewesen verstanden werden könne) geht noch etwas weiter und schreibt als fast 100-Jähriger, dass wir uns noch gerade rechtzeitig gerettet haben, indem wir gleichzeitig als Eltern und Geburtshelfer der Cyborgs agieren. Sie allein können Gaia durch die astronomischen Krisen führen, die nun bevorstehen. Laut ihm wird das Anthropozän erdgeschichtlich sehr kurz ausfallen und vom beginnenden Novozän abgelöst, in dem die elektronischen Lebensformen dominieren werden und der Mensch die Krone der Schöpfung wird abgeben müssen. Die Darwin'sche natürliche Selektion wird durch eine vielfach schnellere intentionale abgelöst.[2]

Vielleicht ist das endgültige Ziel intelligenten Lebens die Umwandlung des Kosmos in Information, schreibt Lovelock. Könnte er damit die Rolle der Kunst im Zeitalter der künstlichen Produzierbarkeit meinen?

Im Kontext von Krieg in Europa lohnt es sich aber auch, Walter Benjamin wieder aus dem Archiv holen: Nur der Krieg, schreibt er, macht es möglich, sämtliche technischen Mittel der Gegenwart unter Wahrung der Eigentumsverhältnisse zu mobilisieren. Der Krieg, und nur der Krieg, macht es möglich, Massenbewegungen größten Maßstabs unter Wahrung der überkommenen Eigentumsverhältnisse ein Ziel zu geben. Alle Bemühungen um die Ästhetisierung der Politik gipfeln in einem Punkt. Dieser eine Punkt ist der Krieg. Der Faschismus erwartet vom Kriege die künstlerische Befriedigung der von der Technik veränderten Sinneswahrnehmung. Das ist die Vollendung des l'art pour l'art[3] - und die perfekte Spielwiese für »KI«.

Mit generativer KI-Kunst wird jedenfalls ein Prozess fortgesetzt: Die Liquidierung des Traditionswertes am Kulturerbe. Nachdem der Schein der Autonomie der Kunst durch die technische Re-Produzierbarkeit erlosch, emanzipiert die technische Produzierbarkeit und künstliche Generierbarkeit die Kunst noch mehr von ihrem parasitären Dasein am Ritual, vielleicht auch endlich von ihrem Ausstellungswert. Anstelle der Fundierung im Ritual tritt einmal mehr ihre Fundierung in einer anderen Praxis: ihre Fundierung in der Politik.[4]

Eine Fassung des Textes mit ausführlichen Onlineverweisen findet sich auf *versorgerin.stwst.at*

---

[1] James Bridle: Ways of Being. Beyond Human Intelligence, 2022
[2] James Lovelock: Novozän. Das kommende Zeitalter der Hyperintelligenz, 2019
[3] Walter Benjamin: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, 1936
[4] Ebd.

Michael Aschauer ist Künstler, Programmierer und Suchender und lebt zwischen Südfrankreich und Österreich.

https://m.ash.to

Österreichischer Künstler erschafft KI-Zeitung, um Fake News und sozioökonomische Bedingungen zu beleuchten

Paris, Wien - Der österreichische Künstler Michael Aschauer hat mit *The Synthetic Times* eine bahnbrechende KI-Zeitung geschaffen, die die Art und Weise, wie wir über Nachrichten und ihre Rolle in der Gesellschaft denken, revolutionieren soll. Die *Synthetic Times* ist eine von künstlicher Intelligenz betriebene Zeitung, die eine einzigartige Perspektive auf aktuelle Ereignisse, Fake News und sozioökonomische Bedingungen bietet. Die *Synthetic Times* ist anders als jede andere Zeitung. Sie wird von einem KI-Algorithmus angetrieben, der in der Lage ist, Daten aus verschiedenen Quellen zu analysieren und Inhalte zu generieren, die sowohl aufschlussreich sind als auch zum Nachdenken anregen. Die *Synthetic Times* soll den Lesern die Möglichkeit geben, die komplexen Themen zu erforschen und zu diskutieren, die unsere heutige Welt prägen, wie etwa Fake News, Ungleichheit und die Macht der Technologie. Michael Aschauer, der Schöpfer von *The Synthetic Times*, kommentiert: »Ich wollte eine Zeitung schaffen, die unsere vorgefassten Meinungen über Nachrichten in Frage stellt und eine Plattform für nachdenkliche Diskussionen bietet. Ich glaube, dass *The Synthetic Times* das Potenzial hat, Gespräche anzustoßen, die zu einem positiven Wandel in unserer Gesellschaft beitragen können.«

https://synthetic-times.com/

Presseerklärung geschrieben von GPT3
Übersetzt von DeepL

In den Fängen des Nodismus

Ob Kulturmanager oder Krankenschwester, ob Wagerlschieber oder Baumarktchefin – das Gesetz der Stunde lautet »netzwerken«. Von *Bot Ornot.*

Man kann die Rede vom »Vernetzen« als dreistes Dummdeutsch abtun und dort rubrizieren, wo Unwörter wie »proaktiv« herumwesen. Die Vermeidung eines Ausdrucks feit aber nicht vor den Auswirkungen der Realität, die ihn bedingt: Networ*king & -queen* reign supreme. Selbst poststrukturalistisch getaktete Hirne ahnen das tief im Kokon diskursiver Spinnweben, in die sie sich vergekapselt haben. Die allegorische Indienstnahme des Netzes reicht weit zurück und auch seine Ambivalenz: Analog zur Bandbreite der Verwendung physischer Netze (Jagd, Fischfang, Konstruktion, Insektenabwehr, Krieg, Mode) standen sie für Sicherheit, Kunstfertigkeit oder auch Freiheitsverlust, sowie für moralische und geistige Verstrickungen. Perseus und seine Mutter Danae wurden mittels eines Netzes vom Fischer Diktys gerettet, dessen Name »Netzmann« bedeutet. Arachne wurde in eine Spinne verwandelt und samt ihrer Nachkommen dazu verdammt, bis in alle Ewigkeit zu weben (selten Dispositive) und Hephaistos warf über seine Gattin Aphrodite und deren Liebhaber Ares ein Netz, als er sie in flagranti erwischte und präsentierte sie so zum allgemeinen Gaudium im Olymp. Wortwörtlich zum Verhängnis wurden Netze der Besatzung des englischen Kriegsschiffs Mary Rose: Hunderte starben bei ihrem Untergang 1545 während einer Schlacht im Solent – primär deshalb, weil sie aufgrund der gespannten Abwehrnetze nicht von Bord fliehen konnten. Zu Zeit der Mary Rose verstand man unter einem »network« laut dem *Online Etymology Dictionary* ein »arrangement of threads, wires, etc., anything formed in the manner of or presenting the appearance of a net or netting«.[1] Die Ausweitung des Begriffs, die metaphorische Anreicherung hin zu »any complex, interlocking system« (ebd.) fand erst Mitte des 19. Jahrhunderts statt und bezeichnete zunächst Transportwege wie Kanäle, Flüsse oder Eisenbahnstrecken – zu Beginn des 1. Weltkriegs dann bereits ein »broadcasting system of multiple transmitters«. Als »interconnected group of people« trat »network« erst um 1934 im Jargon der Psychologie (wen wunderts?) auf. Nachdem Mitte der 1970er Computersysteme miteinander verbunden wurden, dauerte es nur wenige Jahre, bis die Verbform »networking« auch auf menschliches Handeln bezogen wurde (»to interact with others to exchange information and develop contacts«). Neben der Euphorie über die neuen Kommunikations-möglichkeiten bestand auch damals schon ein latentes Unbehagen an den potentiellen Gefahren »im Netz der Systeme«.[2] Im deutschen Sprachraum ist die Entwicklung ähnlich – die Vorstellung, wonach menschliche Beziehungs- und Interaktionsmuster Netz(werk)e darstellen, findet über Soziologie und Psychologie Mitte des 20. Jahrhunderts Eingang in den allgemeinen Sprachgebrauch – das *Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache*[3] zeigt ab den 1980ern die Verwendung von Wörtern wie »vernetzen«, »networking« oder »netzwerken« in Zeitungsartikeln an, mit einem massiven Anstieg in den 2000ern.

Morbus avant-la-lettrismus

Eine beliebte Übung in den Geisteswissenschaften besteht im Aufspüren von Vorläufern: Gut 300 Jahre nachdem der Philosoph Gottfried Wilhelm Leibniz 1714 mit der »Monadologie« seine metaphysische Substanzenlehre skizziert hat, fragt seine nachgeborene Kollegin Sybille Krämer, ob er als »Vordenker der Idee des Netzes und des Netzwerkes« gelten könne. Zu diesem Befund kommt sie zum einen, weil Leibniz »mit seinen über 15 000 Briefen an 1100 Briefpartner in 16 Ländern ein Netzwerk von Korrespondenzen schuf«.[4] Das ist zwar quantitativ bemerkenswert, allerdings war der (gerade auch öffentliche) Briefverkehr bereits vor Leibniz als Leitmedium etabliert und er befand sich damit in bester Gesellschaft (etwa in der des Erasmus von Rotterdam). Leibniz' Briefkorrespondenz alleine wäre deshalb für Krämers Charakterisierung nicht unbedingt hinreichend – sie führt deshalb darüber hinaus ins Feld, dass sich bei Leibniz auch theoretisch »Ansätze zur Ordnungsform des Netzes« fänden und bezeichnet es als »implizites Muster«, das in diversen seiner Unternehmungen identifizierbar sei. Dabei weist sie klugerweise darauf hin, dass man zwischen stillstellenden (Fang)Netzen (die als geplantes Erzeugnis eine Außenperspektive erlauben) und – sich ungeplant entwickelnden – modernen Verbindungsphänomenen (in denen die daran Beteiligten als Knotenpunkte eben keinen Überblick über die Gesamtstruktur haben) unterscheiden müsse. Das ist naheliegend, da letztere Bedeutung als Begriff zu Leibniz' Zeiten noch nicht etabliert war (s.o.) – worauf Krämer auch selbst hinweist. Dies bestätigen auch ein Blick in Johann Heinrich Zedlers »Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschafften und Künste«[5] oder auch das Grimm'sche Wörterbuch.[6] Da stößt man zwar auf charmant mäandernde Beschreibungen verschiedener Verwendungsarten für »verfertigte Gestricke« samt einer Synopse ihres Vorkommens in schöner Literatur und religiösen Schriften, aber nicht auf den Gedanken, eine soziale Organisationsform damit zu benennen. Bereits bei Zedler findet sich aber ein Hinweis auf das metaphorische Potential von Netzen, da der Eintrag zu »Knoten« auf den zu »Nodi« verweist: »Nodi, Knoten, werden in der Astronomie Puncte genennet, in welchen die Bahn des Planeten die Ecliptick durchschneidet«. Krämer geht davon aus, dass für Leibniz die Netzwerk-Struktur von dessen metaphysischer Grundfrage vorgegeben wurde: »Wie kann der ontologische Individualismus, demgemäß die Grundelemente der Welt aus Individuen bestehen, mit dem realen Verbundensein von allem mit allem zusammen gedacht werden? […] Das Moderne seiner Antwort besteht – so unsere Hypothese – darin, dass er diese Verbindung nach Art eines Netzes visioniert, dessen Spezifik es ist, einen sich selbst organisierenden Zusammenhang von individuellen Elementen zu bilden.«

Nodologischer Gottesbeweis

Was Krämer leider nicht hinterfragt ist die normative Annahme, wonach auch die Welt der modernen Netzwerke die beste aller möglichen sei (und insofern folgt sie hier Leibniz). Zum anderen muss man nicht unbedingt profund materialistisch geschult sein, um die Frage nach dem Verhältnis von Sein und Bewusstsein aufzuwerfen. Anders formuliert: Inwieweit es nicht von der konkreten Gesellschaftsformation abhängt, ob diese als Netzwerk zu denken ist, bzw. – die erkenntnistheoretischen Implikationen ernst nehmend, an denen sich Alfred Sohn-Rethel zeitlebens abgearbeitet hat – inwieweit sich nur ein Sozialverband *selbst* als netzwerkförmig begreifen kann (egal ob apologetisch oder kritisch), dessen Denkstrukturen von ihrem gesellschaftlichen Handeln auf diese Art geprägt sind. Wir *erkennen* uns als vernetzte Wesen, da wir eine Gesellschaft vollständig entwickelter Marktförmigkeit bilden, in der Menschen Teil des Warentausches sind und sich dementsprechend als fungible, aber auch disponible Knotenpunkte, als gleichartige Monaden eines Gesamtsystems begreifen, in dem sie als nomadische Noden herumwandern und das sie zwar im engeren Umkreis beeinflussen, aber nicht grundsätzlich ändern können. Die Totalität des Tauschprinzips bedeutet, dass unsere individuellen Besonderheiten dem Primat der Wertform untergeordnet werden, in dem es darauf ankommt, von allen natürlichen Unterschieden abzusehen, die Dinge und Lebewesen ausmachen und sie als (potentielle) Waren aufeinander zu beziehen. Die Beziehung zur Welt reduziert sich auf das reine Abmessen von Quantitäten und pervertiert jene Fähigkeit im Umgang mit *Qualitäten*, die Adorno als Kennzeichen von Liebe bestimmt hat: »Ähnliches an Unähnlichem wahrzunehmen«.[7] Auf gesellschaftlicher Ebene negiert die abstrakte Gleichheit wiederum die utopische Forderung nach einer Gesellschaft, in der die Differenzen nicht eliminiert, sondern versöhnt sind, in der man »ohne Angst verschieden sein kann«.[8]

Was bedeutet das politisch?

Stellen wir uns doch zum Abschluss die Organisationsfrage. In Folge der berechtigten und notwendigen Kritik am Autoritarismus in linken Kad(av)erparteien Lenin'schen Zuschnitts organisierten sich Teile der radikalen Linken in Form dezentraler Bezugsgruppen, autonomen Zellen (Italien, Deutschland); nicht zuletzt inspiriert von der Idee freier Assoziation, wie sie in Kommunismus und Anarchismus angelegt ist. Eine Interpretation wäre, dass das kapitalistische System diesen Ansatz (wie auch das Prinzip flacher Hierarchien) absorbiert und in Form scheinselbstständiger Ich-AGs in den Zwang zur Mehrwertproduktion integriert hat. Eine andere – unbequemere – Lesart ist, dass Kapitalismus und die Versuche seiner Überwindung in denselben – kapitalistisch konstituierten – Sozial-, Handlungs- und Denkformen fußen. Das existentielle (und dass es ums Überleben geht, sollte unstrittig sein) Paradox besteht also darin, wie man sich im schlechten Hier und Jetzt mit den vorhandenen Möglichkeiten so formiert, dass eine Gesellschaftsform entsteht, die eben diese Organisationsformen obsolet macht und durch solche ersetzt, die bestenfalls als Vorschein antizipierbar sind. In diese Verstrickung hat sich die Menschheit selbst begeben (wenn auch nicht bewusst) und nur sie kann sich aus ihr befreien.

---

[1] *https://www.etymonline.com/word/network*

[2] Das gleichnamige Motto der Ars Electronica 1989 zeugt in seiner Doppeldeutigkeit davon.

[3] *https://www.dwds.de/*

[4] Sybille Krämer (2016): Leibniz ein Vordenker der Idee des Netzes und des Netzwerkes? In: Grötschel, Martin u.a. (Hg.): Vision als Aufgabe: das Leibniz-Universum im 21. Jahrhundert. Berlin: 2016, S. 47-59

[5] 1731 – 1754 in 64 Bänden erschienen und mittlerweile von der Bayrischen Staatsbibliothek unter *https://www.zedler-lexikon.de/* vollständig digitalisiert online verfügbar.

[6] Mittlerweile ebenfalls online nutzbar – passenderweise in Form eines »Wörterbuchnetzes«.

[7] Minima moralia §122

[8] Ebd. § 66

Bot Ornot ist bot or not.

Saving Private Manning

Barbara Eder widmet sich dem Thema Whistleblowing anhand der Biografie Chelsea Mannings.

Im April 2010 begann WikiLeaks mit der Veröffentlichung erster Dokumente amerikanischer Kriegsverbrechen im Irak. Die Quelle war dazumal noch unbekannt. Sieben Wochen später wurde Chelsea Manning, vormalige Nachrichtenanalytikerin der US-Armee, festgenommen, inhaftiert und gefoltert – auch infolge unzureichenden staatlichen Schutzes für Whistleblower:innen.

Bis heute lösen die Bilder Debatten aus, sie haben sich tief ins öffentliche Bewusstsein gegraben: Das von der Investigativ-Plattform WikiLeaks am 5. April 2010 publizierte Video »Collateral Murder« zeigt die Tötung von zwölf Menschen in einem Vorort von Bagdad durch Angehörige der US-Armee. Dabei handelt es sich um eine thermooptische Aufzeichnung aus dem Cockpit eines Apache-Kampfhubschraubers, der bodentief fliegt und aus dem Hinterhalt feuert. Durch ein Fadenkreuz geframed, entdecken Pilot und Bordschütze am Morgen des 12. Juli 2007 eine Gruppe von Menschen in den Straßen von New Baghdad, zwei davon sind Journalisten, die Kameras in Umhängetaschen mit sich führen. Nichts an diesem Szenario deutet auf kriegerische Handlungen hin, dennoch wird die Arbeitsausrüstung des Fotografen als Waffe identifiziert. Über Bordfunk ist von »individuals with weapons« die Rede, einer ihrer vermeintlichen Träger wird kurz zuvor als »fucking prick« bezeichnet. Binnen weniger Minuten erhält der Schütze die »permission to engage«: Mit den Worten »come on, fire« und »keep shoot« beginnt er aus dem 30-Millimeter-Bordkaliber zu feuern.

Beim Töten war die Besatzung der »Crazy Horse« mehr als nur »engagiert«: »Oh yeah, look at those dead bastards« kommentiert der Pilot das Geschehen zwischenzeitlich, die Zahl ist ihm noch nicht hoch genug. Als zwei Männer einen Verwundeten, der bewegungslos am Randstein liegt, in Sicherheit bringen wollen und ihn in Richtung eines schwarzen Vans schleppen, eröffnet der Bordschütze erneut das Feuer. Zwei Kinder werden schwer verletzt, die irakischen Kriegsberichterstatter Saeed Chmagh und Namir Noor-Eldeen haben ihre Leben bereits verloren. »Clear«, heißt es an Bord des Kampfhubschraubers, mit 12 bis 15 Toten scheint die Beute ergiebig: »I would say that's a fairly accurate assessment«, bestätigt der Einsatzleiter die Einschätzung der Kombattanten, »roger that«.

Was »Collateral Murder« zu sehen gibt, sei laut Sprecher der US-Streitkräfte eine legitime Handlung: Infolge des Ausnahmezustandes gälte das Freund-Feind-Schema auch dort, wo jemand sich nicht in kriegerischer Absicht annähert. Reuters Forderung nach einer tiefer gehenden Untersuchung der Kriegshandlungen wurde mit diesem Argument abgewiesen. Im Hinblick auf die Herausgabe des Videos berief die Nachrichtenagentur sich auf den »Freedom of Information Act«, zugänglich gemacht wurde das Bildmaterial jedoch erst durch WikiLeaks. Ein Schussbefehl wirkt darin wie ein performativer Funkspruch, der Akt des Tötens geschieht aus sicherer Distanz. Derartige Details aus dem Alltag asymmetrischer Kriegsführung sieht man nicht alle Tage. SIGACTs – Dokumente, die Aufschluss über »Significant Activities« im Bereich der strategischen Kriegsführung geben – unterliegen der obersten militärischen Geheimhaltungsstufe und werden gezielt unter Verschluss gehalten. Die amerikanische Whistleblowerin Chelsea Manning hat sie der Welt zugänglich gemacht und damit ihr eigenes Leben aufs Spiel gesetzt.

Von November 2009 bis Mai 2010 war Manning an einem Stützpunkt der US-Armee 60 Kilometer östlich von Bagdad stationiert. Nachts analysiert sie SIGACTs, um sichere Marschrouten für die Truppen ausfindig zu machen, tagsüber erholt sie sich vom andauernden Informationsbombardement. Die Offiziere, an die Chelsea ihre Berichte übermittelt, leiten Teile davon an eine irakische Presseagentur weiter, die Vorab-Klassifikation als »Top Secret« scheint damit hinfällig. Manning soll stets alle auffindbaren Dokumente in ihre Analysen miteinbeziehen, vor Ort arbeitet sie nach einer Devise der NSA: Collect It All. Know It All. Exploit It All. Trotz erhöhter Anforderungen an die IT-Security basiert das Computer-Netzwerk in Fort Hammer auf lecken Microsoft-PCs, gravierende Sicherheitsmängel weisen auch die IRC-Channels zur internen Kommunikation auf. Chelsea kennt Richard Stallmans »GNU-Manifest«, sie ist von der Ethik freier Software überzeugt und siedelt das Recht auf Informationsfreiheit ganz weit oben auf ihrer Werteskala an. Mit Bildern von Kriegsverbrechen konfrontiert, denkt sie erstmals darüber nach, was passieren würde, wenn die Öffentlichkeit davon erführe. Würde sich das Bild von jener »Civilizing Mission« ändern, das eine Nation im Dienst eines vermeintlichen »War on Terror« der Öffentlichkeit präsentiert?

Bild: Stephen Melkisethian (CC BY-NC-ND 2.0)

Kundgebung für die Begnadigung von Chelsea Manning, 11. 05. 2014 in Washington DC

Der 8. Februar 2010 stellt eine Zäsur im Leben von Chelsea Manning dar. Über den Internetzugang der Buchhandelskette Barnes & Noble lädt sie 400.000 Dokumente aus dem Irakkrieg anonym und verschlüsselt bei WikiLeaks hoch. Sie ist zu diesem Zeitpunkt physisch und psychisch am Ende, für zwei Wochen vom Kriegsdienst beurlaubt und hält sich temporär in Maryland auf. Das hochgeladene Material hat sie noch im Irak auf wiederbeschreibbare DVDs gebrannt, sie trugen Aufschriften wie »Lady Gaga« oder »Mannings Mix«; anschließend kopierte sie den Inhalt der Datenträger auf die SD-Karte ihrer Fotokamera. Zurück in den USA, telefoniert Chelsea von unzähligen fremden Festnetzen aus, bei der Washington Post erreicht sie jedoch nur eine desinteressierte Journalistin und bei der New York Times einen Anrufbeantworter. Der Versuch, die Dokumente der amerikanischen Tageszeitung Politico zuzuspielen, scheitert an einem Schneegestöber, am Tag davor fallen Strom und Internet aus. Über digitale Möglichkeiten, die einen sicheren Transfer aus der Ferne ermöglichten, verfügt zu diesem Zeitpunkt keines der Medienunternehmen; ein Versenden per Email, so weiß Manning, wäre nicht sicher genug gewesen.

Chelsea Manning war nicht aus freien Stücken zur Armee gegangen. Als homosexueller Teenager an der Highschool in Oklahoma City von Mitschüler:innen und Lehrer:innen gleichermaßen gemobbt, bietet ihr Zuhause keinen Schutz vor weiteren Attacken. Nach Feierabend bleibt es nicht bei dem einen Bier, das der bei IBM bedienstete Vater in sich hineinschüttet, die walisische Mutter hört erst zu trinken auf, als sie einen Schlaganfall erleidet. Schon damals wäre ihr Sohn lieber eine Tochter gewesen. Wenn er mit Mädchen unterwegs ist, begehrt er ihre männlichen Freunde, mit ihnen darf er aber nicht sein, weil Homosexualität im Land der Rednecks verpönt ist.

Bevor sie von der Armee angeworben wird, hält die junge, transidente Person aus der amerikanischen Arbeiter:innenklasse sich mit Gelegenheitsjobs über Wasser und ist zwischenzeitlich obdachlos. Monatelang schläft sie in einem Auto und sieht in ihrem Leben keine Perspektive mehr. »Bei der Armee kannst du etwas werden«, hatte Chelseas Vater früh zu ihr gesagt. Aus einem Sohn, der keiner sein will, wird bei der Army ein echter Mann. Allein das körperliche Abhärtungstraining erstickt alle Libido im Keim und die strengen Hierarchien, Kollektivbestrafung inklusive, erlauben es nicht, Autoritäten auch nur ansatzweise zu hinterfragen. Eine Vergewaltigung durch einen Offizier verschweigt sie aus Angst vor Erpressung durch den Ranghöheren; hätte sie mit einem Militärpsychiater darüber geredet, wäre auch dieser Gesprächsinhalt nicht privat geblieben. Dahingehend galt in der US-Army ein eigener Grundsatz: »Don't ask, don't tell« – zu Fragen des Geschlechts und der sexuellen Orientierung herrschte allgemeine Schweigepflicht, über militärische Fehlentscheidungen und ihre Folgen ebenso.

Für Wistleblower:innen gibt es in den USA ein eigenständiges Gesetz, seine Anfänge datieren auf das Jahr 1777. Der aktuell gültige »Whistleblower Protection Act« stammt von 1989 und soll all jene schützen, die sich aus ethischen Gründen dazu gezwungen sehen, ein militärisches, wirtschaftliches oder staatliches Geheimnis offenzulegen. Dies ist zulässig, sofern ein Verstoß gegen gültige Gesetze, Vorschriften oder Regeln, ein Indiz für Amtsmissbrauch oder die Verschwendung finanzieller Mittel vorliegt und die Meldung über die innerhalb einer Organisation dafür vorgesehenen Kanäle erfolgt. Die zuvor bei der NSA beschäftigten Whistleblower William Binney, Kirk Wiebe, Russ Tice und Thomas Drake haben sich penibel an dieses Prozedere gehalten: Sie monierten die sukzessive Ausweitung der NSA-Überwachungsbefugnisse nach 9/11 innerhalb des Unternehmens – und sie bekamen nicht Recht. Was folgte, waren Entlassungen, Hausdurchsuchungen durch das FBI, Haftandrohungen und zum Teil sehr hohe Strafen. Bereits Daniel Ellsberg, der 1971 den Inhalt der Pentagon-Papers – und damit auch die Sinnlosigkeit des Vietnam-Krieges – offenlegte, wurden 115 Jahre Gefängnis angedroht, Julian Assange blühen derzeit 175 Jahre Haft. Edward Snowden kannte diese Fälle und hat aus ihnen gelernt. Er wusste, warum er die offiziellen Kanäle nicht nutzen konnte und wandte sich an Glenn Greenwald von The Guardian. Chelsea Manning, die noch vor Snowden ähnlich mutig handelte, wurde auf Basis des amerikanischen »Espionage Act« zu 35 Jahren Freiheitsstrafe verurteilt. Auch sie hatte gute Gründe dafür, einen anderen Weg zu gehen; der Kanal zu WikiLeaks war am Ende undicht.

»Es gibt viele Arten zu töten. Man kann einem ein Messer in den Bauch stechen, einem das Brot entziehen, einen von einer Krankheit nicht heilen, einen in eine schlechte Wohnung stecken, einen durch Arbeit zu Tode schinden, einen zum Suizid treiben, einen in den Krieg führen usw. Nur weniges davon ist in unserem Staat verboten«, heißt es in Bert Brechts Fragment »Me-ti. Buch der Wendungen«. Jene, die sozial vulnerabel und ohne finanzielle Mittel sind, haben ein unverhältnismäßig höheres Risiko, diesen Tötungsarten zum Opfer zu fallen; ein Recht auf Privatsphäre gibt es für sie nicht. Bis heute ist es so ungleich verteilt wie gesamtgesellschaftlich erwirtschafteter Reichtum – allein aus diesem Grund reicht es für sie nicht aus, sich auf »proper channels« zu verlassen. Die Einrichtung derartiger Meldestellen wurde bereits im Oktober 2019 EU-weit beschlossen, konkrete Maßnahmen präsentierte das österreichische Parlament erst zu Beginn dieses Jahres. Was im »HinweisgeberInnenschutzgesetz« weitgehend fehlt, ist der Schutz der Informant:innen – und er betrifft nicht nur ihre berufliche Zukunft. Das Gesetz selbst sagt nichts über die Möglichkeit des Anonym-Bleibens aus und sieht als Meldestelle kurzerhand das »Bundesamt zur Korruptionsprävention und Korruptionsbekämpfung« vor. Diesen gravierenden rechtlichen Mängeln kann man nur mehr mit technischen Mitteln begegnen, im deutschsprachigen Raum verfügen Medien wie »Süddeutsche Zeitung« und »Heise« über sie. Als sichere Ablage für geheime Dokumente bieten sie SecureDrop an – ein Open-Source-Dienst im Tor-Netzwerk, der die Ende-zu-Ende-Verschlüsselung garantiert. Whistleblower:innen erhalten damit jene Anonymität zurück, die kein Gesetz ihnen derzeit in Aussicht stellt.

Anders als Edward Snowden konnte Private Manning nicht die Flucht nach vorne antreten. Bis heute leidet sie an den verheerenden Folgen der Isolationshaft auf Camp Arifjan und den Haftbedingungen in den Hochsicherheitsgefängnissen der USA. Anderweitig dafür bekannt, mit unnachgiebiger Härte gegen Whistleblower:innen vorzugehen, hat Barack Obama Mannings Haft im Nachhinein auf sieben Jahre begrenzt. Währenddessen hat sie mehrere Suizidversuche begangen, erst die Erlaubnis dazu, im Gefängnis zu transitionieren, gab ihr die Hoffnung auf ein zweites Leben – in einem Körper, den Staat und Armee nicht vollständig kapitalisieren und kontrollieren konnten. In »README.txt« spricht Chelsea Manning von ihrem Coming-Out wie von einer Marginalie; sie sagt von sich, derselbe Mensch geblieben zu sein – nur in der Öffentlichkeit werde sie ein klein wenig anders wahrgenommen.

Weiterführende Links auf *versorgerin.stwst.at*



Chelsea Manning: *README.txt – Meine Geschichte*. Übersetzt von Katrin Harlaß, Enrico Heinemann und Anne Emmert. Hamburg: Harper Collins 2022.

Barbara Eder, Autorin und Journalistin, lebt und arbeitet in Wien. Studium der Soziologie, Philosophie sowie Informationstechnologie, promoviert. Zuletzt erschienen: »Das Denken der Maschine« (2023), in Vorbereitung: »Die Baupläne von Paradiesen«, beide bei Mandelbaum, Wien.

Get off your Cloud!

Ein Bündnis diverser Initiativen, Vereinen und Organisationen inkl. *servus.at* ruft für den 8. März 2023 zum »Internationalen trans★feministischer Streik gegen digitale Ausbeutung« auf.

Am 8. März 2023 rufen wir zum Aktionstag gegen die Cloud auf!

An diesem Tag werden wir versuchen, die Cloud der Big Tech Unternehmen nicht zu verwenden, sie nicht zu füttern und nicht zu versorgen. Der Streik ruft dazu auf, ausbeuterische digitale Dienste drastisch zu reduzieren und stattdessen eine Fülle kollektiver Organisationsformen zu erzeugen. Wir reihen uns ein in die historischen Traditionen internationaler feministischer Streiks, denn dieser Kampf steht für den Kampf um Arbeit und Versorgung, für Antirassismus, für queeres Leben und für trans★feministische Techno-Politiken.

Zu viele Dimensionen unseres Lebens sind auf die Cloud angewiesen. Big Tech Formate sind auf Expansion, Extraktion und Monetarisierung ausgerichtet. Alles, was mit Lebendigkeit und Erfindungsreichtum zu tun hat, wird in Profit verwandelt. Das hat massive Auswirkungen darauf, wie wir Ressourcen organisieren und pflegen. Viele öffentliche Einrichtungen wie Krankenhäuser, Universitäten, Archive und Schulen mieten mittlerweile durch Cloudtechnologien betriebene Software, um zentrale Arbeitsabläufe zu erledigen. Die Interessen der Big Tech Unternehmen beeinflussen die Art, wie wir lehren, wie wir Zugänglichkeit herstellen und Fürsorge gestalten, wie wir lernen, wissen, organisieren, arbeiten, lieben, schlafen, kommunizieren, verwalten und uns erinnern.

Es ist Zeit, dass wir das, was *möglich* ist, gemeinsam neu erfinden: jetzt, da die Abhängigkeit von der Big Tech Cloud so unüberwindbar scheint. Wir wollen uns andere Infrastrukturen für kollektives Leben mit und ohne Computer vorstellen. Mit diesem Aufruf zum Widerstand gegen die Cloud stellen wir langsame Serverpraktiken ins Zentrum, die transfeministisch und antirassistisch sind und sich gegen Herrschaft richten. Wir wollen lokale digitale Speichermöglichkeiten, selbst gehostete Video-Konferenzen und kollaboratives Server-Hosting. Wir wollen antifaschistische Infras, stromsparende Grafiken und queere Schaltkreise. Wir wollen zugängliche Entwicklung, nachhaltige Instandhaltung der Technologie und funktionierende Lieferketten. Wir wollen, dass die Konditionierung der Arbeit durch Big Tech Unternehmen aufhört und letztlich das Ende der Arbeit. Wir wollen einen techno-politischen Wandel, der systemisch ist und Freude bringt.

Wir mobilisieren von vielen Orten aus: selbstverwaltete Projekte, Stadtteilzentren, öffentliche Einrichtungen, Kulturorganisationen, Unternehmen und andere Konstellationen. Am 8. März werden wir lokale Formen der Aktionen-gegen-die-Cloud erfinden, vorschlagen, übersetzen und spiegeln. Geplant ist, in den Ruinen von Big Tech zu feiern, in Distanz zu und im Dissens mit der Cloud. Dieser Tag ist dem Experimentieren gewidmet, um die Nutzung Cloud-basierter Anwendungen zu minimieren; um die Auswirkungen des Cloud-Regimes zu diskutieren und die Erschöpfung gemeinschaftlicher Ressourcen durch Big-Tech-Infrastrukturen zu dokumentieren; um unsere Organisationen daran zu erinnern, digitale Infrastrukturen in unserem Interesse zu organisieren; um alternative Methoden eines überbordenden und fröhlichen Überlebens zu erträumen; und um uns lokale Netzwerke vorzustellen, mit denen sich transnational kommunizieren und in transversaler Solidarität handeln lässt.

Der Streik wird organisiert von:

[Anarchaserver] (*https://alexandria.anarchaserver.org*) (Calafou), [Bidston Observatory Artistic Research Centre] (*https://bidstonobservatory.org*) (Liverpool), [Ren Loren Britton] (*https://www.lorenbritton.com*) (Berlin), [Constant](*https://constantvzw.org*) (Brussels), [Critical Data Studies Program] (*https://bachelor.au.dk/en/supplementary-subject/criticaldatastudies*) (Aarhus University), [Dept. of Autonomous Design] (*https://schoolofartsgent.be*), KASK (Ghent), [esc mkl] (*https://esc.mur.at*) (Graz), [Hangar] (*https://hangar.org*) (Barcelona), [In-grid] (*https://www.in-grid.io*) (London), [The Institute for Technology in The Public Interest] (*https://titipi.org*) (Basel, Brussels, London), [NEoN] (*https://neondigitalarts.com*) (Dundee), time of tribes (Edinburgh), [Varia] (*https://varia.zone*) (Rotterdam), A Video Store After the End of the World (Copenhagen), [Systerserver](*https://systerserver.net/*), …

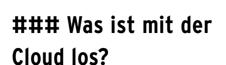
Frequently Asked Questions

Was ist die Cloud?

Die Cloud ist ein Begriff für Computertechnologien, die aufgrund ihrer zentralisierten Verwaltung mit dem Versprechen verbunden sind, besonders flexibel und agil zu sein. Die Cloud bringt riesige Mengen von Computern zusammen und bietet dann kleinere und größere Anteile der Rechenleistung als Dienstleistung/Service an. Die Cloud, gegenüber der wir widerständig sein wollen, wird von großen Technologieunternehmen wie Amazon, Google und Microsoft betrieben, die Rechenleistung an andere Unternehmen oder Organisationen vermieten.

Die Big-Tech-Cloud besteht nicht nur aus den Computern anderer Leute. Die Cloud ist ein Software-Paradigma, das auf ständig zu aktualisierende gemietete Software setzt, auf eine skalierbare Recheninfrastruktur, auf viele Smartphones und auf die politische Ökonomie börsennotierter Big-Tech-Unternehmen. Die Gewinne der Big Tech Cloud beruhen auf der Extraktion von Energie, Mineralien und rassifizierter Arbeit.

Was ist mit der Cloud los?



Firmen, die Cloud-Services anbieten (z. B. Amazon, Alphabet, Meta, Microsoft) gehören Aktionär*innen und müssen deshalb jedes Jahr Gewinne erwirtschaften. Deshalb müssen sie immer effizienter und zweckdienlicher werden. Sobald digitale Prozesse erst einmal an einem Ort laufen, müssen sie von dort aus expandieren, was wiederum Bedürfnisse nach mehr Rechenleistung und mehr Cloud Dienstleistungen verstärkt. Das Paradigma heißt dann: MEHR RECHENLEISTUNG!
Cloud Dienstleistungen sind an Wachstum ausgerichtet. Deshalb erwarten wir immer mehr von ihnen, wenn es um Verfügbarkeit, Geschwindigkeit und Verlässlichkeit geht. Während technische Infrastrukturen expandieren, gibt es immer weniger Dinge, um die wir uns als Communities selbst kümmern können (es gibt z.B. Gruppen, die versuchen, Email-Server ohne Cloudtechnologien aufzusetzen und zu betreiben, aber das gelingt ihnen fast nicht, weil sie den Erwartungen nach Geschwindigkeit und Komplexität nicht gerecht werden können). Es gibt keine Option mehr, digitale Technologien und ihre Instandhaltung selbst zu entwickeln, zu implementieren oder auch nur auszusuchen.

Individuen, öffentliche Einrichtungen und Kollektive sind grundlegend auf digitale Dienstleistungen angewiesen. Aber immer mehr IT-Abteilungen werden geschlossen und unsere Fähigkeiten, Wünsche und Möglichkeiten werden zu extrahierbaren Ressourcen, während die agilen Big-Tech-Logiken Gesundheitsversorgung, Bildung, Aktivismus und sogar Dating transformieren. Für erfindungsreiche, basisdemokratische und ungewöhnliche Praktiken fehlt die Energie, oder sie werden gänzlich unvorstellbar. So entsteht ein Teufelskreis: Je weniger wir uns um alltägliche digitale Technologien kümmern, desto mehr müssen wir uns auch bei einfachen Anliegen auf Unternehmen verlassen. Und immer wieder scheitern jene Technologien, mit denen Zugänglichkeiten erhöht und die aktivistische Arbeit behinderter Menschen organisatorisch erleichtert werden soll – sie scheitern daran, die Bedürfnisse derer in den Mittelpunkt zu stellen, die ohne diese Technologien nicht partizipieren können.

Dieses falsche Paradigma der Effizienz bewirkt, dass wir uns nutzlos vorkommen, und es zerstört unsere Widerstandsfähigkeit. Für uns als Anwender*innen gibt es keinen Grund zur Sorge, und unser Begehren nach Effizienz wird administriert, sodass wir gar nicht mehr nachdenken müssen. Subjekte und Communities werden zu ‚Usern' reduziert,

Bild: titipi.org (CC4R)

Designed by Cristina Cochior, Batool Desouky for NEoN in the context of the Counter Cloud Action Plan (November 2022)

und das lenkt uns von dichteren und komplexeren Bedingungen ab.

Regierungen verlassen sich zunehmend auf die Cloud und arbeiten oft mit Big Tech Firmen zusammen, um grundlegende materielle Infrastrukturen bereitzustellen wie z. B. Stromnetzwerke, Wasserversorgung, Straßen, Land, Kabel usw. Die Big Tech Cloud erschöpft damit öffentliche Infrastrukturen und öffentliche Güter, aber Steuern zahlt sie keine.

Um Serverfarmen betreiben zu können, werden große Mengen an Energie und Materialien benötigt: die Temperaturabsenkung des Kühlwassers geschieht durch giftige Chemikalien, und die Mineralien, die für Computerchips und andere Computerkomponenten benötigt werden, sowie die Metalle der Serverregale werden unter ausbeuterischen Arbeitsbedigungen gewonnen. Enorme Mengen an Energie, bereitgestellt durch fossile Energieträger und extraktiv gewonnene erneuerbare Energien halten diese am Laufen. Diese Extraktion folgt kolonialen Linien und basiert auf rassifizierter Arbeit.

Trägt die Cloud nicht zu Net-Zero bei?

Obwohl Rechnen ressourcenintensiv ist, verspricht die Cloud, dass sie das umweltschonend tut. Das Net-Zero-Versprechen ist ein verführerisches Argument für Organisationen, auf die Cloud umzusteigen, vor allem jetzt, da sie die Reduktion von Kohlenstoffemissionen vor ihren Fördergeber*innen belegen müssen. Derartige rein administrative Lösungen verringern die Trauer und Verzweiflung angesichts der Möglichkeit des Klimakollapses. Solche Gefühle könnten uns jedoch dazu bewegen, unser Handeln zu verändern. Alle Vorschläge der Big Tech Unternehmen für die Bewältigung globaler Bedürfnisse haben mit Wachstum zu tun, und nicht mit dem Aufbau transnationaler Solidarität.

Wir wollen, dass öffentliche Institutionen Rechenschaft ablegen müssen und dass sie sich aktiv transformieren. Und wir brauchen belastbare Solidarstrukturen, die uns gegenseitig unterstützen, damit wir kleine, lokale Veränderungen vornehmen können, die auch auf globaler Ebene zu realen Möglichkeiten der Veränderung führen. Es wird nicht funktionieren, sich für die Lösung des Problems der Kohlenstoffemissionen auf privatwirtschaftliche Big Tech Unternehmen zu verlassen.

Warum sind so viele (Kultur-)Organisationen an diesem Streik beteiligt?

Den Auftakt der Streikorganisation machten Organisationen, die sich seit langem für eine trans*feministische technowissenschaftliche Kulturpolitik engagieren. Sie teilen ihre Bedenken angesichts der Übernahme kultureller Praktiken durch Big Tech Unternehmen und tauschen sich dazu in verschiedenen Gesprächen, Kooperationen und Netzwerken aus.

Der Streik bezieht sich allerdings nicht nur auf öffentliche Institutionen. Öffentliche Institutionen tragen zur Aufrechterhaltung des Nationalstaatensystems und zur Regierung der Bevölkerung bei. Einerseits mobilisieren wir dafür, sich in die Infrastrukturen, die um uns herum entstehen, einzumischen. Andererseits lehnen wir die Art und Weise ab, wie sich diese Institutionen am modernen kolonialen, wirtschaftlichen und patriarchalen Regime beteiligen.

Warum ein Streik gegen digitale Ausbeutung am 8. März?

Es waren die historischen feministischen Pflegestreiks, die die Infrastrukturen der Pflege und der Maintenance zum Thema machten, und dies sind auch die Themen der technologischen Infrastrukturen.

Feminismus ist antikapitalistisch und wird es immer sein. Alle Einwände gegen diese Aussage und die Versuche, sie zu verdrehen, stellen Verteidigungen einer Welt dar, die sich explizit gegen dissidente, ausgeschlossene und/oder minoritäre Existenzweisen und deren Dissens richtet. Deshalb muss das Herunterfahren der Cloud ein fundamentaler Horizont zeitgenössischer trans*feministischer Kämpfe sein.

Was bedeutet ‚trans*feministisch'?

Diesen Streik nennen wir ‚trans*feministisch', um die intersektionalen und intrasektionalen Aspekte rund um den Asterisk (*) hervorzuheben. Der Begriff verdichtet die Komplexität der Feminismen und verweist solidarisch auf die Kämpfe um Arbeit, Pflege, Antirassismus, Ableismus, Altersdiskriminierung/Agism, queeres Leben und Techno-Politiken. In nicht-anglophonen Kulturen, insbesondere in spanischsprachigen Kontexten, wird der Begriff ‚trans*feministisch' statt des englischsprachigen Begriffs ‚queer' verwendet, der oft unübersetzt und daher exklusiv/ausschließend bleibt. Da wir den Streik für den 8. März organisieren, einem Tag, der eine starke binäre und essentialistische Tradition hat, ist es für uns besonders wichtig, die generelle Transversalität der angesprochenen Kämpfe zu betonen und uns speziell auf die transgeschlechtlichen bzw. Trans-Kämpfe zu beziehen.

Eine ausführlichere englische Fassung findet sich auf *versorgerin.stwst.at*.



Am **8. März** nimmt servus.at am **Internationalen trans★feministischen Streik** gegen digitale Ausbeutung teil. Der Protest richtet sich gegen die Big-Tech-Cloud und ist als Teil breiter gesellschaftspolitischer Kämpfe zu sehen.

Mehr Info über das Netzwerk und die kommenden Termine auf ***https://www.titipi.org/8m***

WELTFRAUENTAG UND MEHR – IN DER STWST UND AROUND

8. MÄRZ-DEMO IN LINZ

Bündnis 8. März: Female Solidarity - über alle Grenzen

16:00 Treffpunkt Musiktheater
16:30 Start Demo
17-18 Abschlusskundgebung Hauptplatz

Nix geht ohne uns!
Komm allein, mit deinen Freund*innen, deiner Familie - **SEI DABEI!**

8. MÄRZ IN DER STWST

Internationaler trans*feministischer Streik gegen digitale Ausbeutung
gehosted von servus.at.

18:30 Feminist*innen lesen Feminist*innen
FIFTITU% lädt in die STWST ein, um feministische Texte zu hören und/oder vorzulesen. Der Vulva*thron wartet auf euch. Plus Musik und Verbünden.

20:00 Cafe Strom
8. März DJ Set
Andaka und Mika Bankomat legen mit Freund*innen im Cafe Strom auf.

Radio FRO sendet den ganzen Tag Programm zum M8rz

10. MÄRZ IN DER STWST

Emanzipatives Wochenende
18:30 Lesung Johanna Grubner zu Affidamento
20:00 EsRAP und Snessia

11. MÄRZ IN DER STWST

Erneut Female Power
21:00 DJ Marcelle, GIS Orchestra ft. Elisabeth Harnik, elasoul



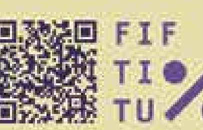
Mehr Infos:
newcontext.stwst.at/international_women_s_day



Wir laden ein, feministische Texte zu hören und/oder vorzulesen. Gerne könnt ihr auch selbst welche mitbringen – eigene oder Texte von anderen: Der Vulva*thron wartet auf euch.
We invite you to listen to feminist texts and/or read them aloud. You are also welcome to bring your own or text by others: The Vulva*throne is waiting for you.

Any questions? **feminismus@fiftitu.at**

8.MÄRZ 18:30
STADTWERKSTATT



Reclaim the Clubnight! Wider die Dominanz der Normalität

Aus Anlass der Clubreihe NIGHT CREATURE'S DEAMONS und in Vorbereitung auf eine Kooperation von STWST und Kunstuniversität Linz unterhielten sich *Mika Egal* und *Moritz Pisk*. Ein Gespräch über queeres Nachtleben, politische Dancefloors und problematische TikTok-Trends.

Moritz Pisk: Mika, du stellst die von dir kuratierte Reihe NIGHT CREATURE'S DEAMONS in der Stadtwerkstatt Linz unter das Motto »reclaim the clubnight!« Mit dieser aktivistischen Geste rufst du eine Vielzahl an politischen Motiven ab, von Kämpfen um autonome Freiräume für Kultur bis hin zu den militanten Bildern von Underground Resistance und der frühen Technogeschichte in Detroit Anfang der 1990er Jahre. Das führt mich zur Frage, ob sich 2023 in der Aufforderung eines »reclaiming«, also einer Rückeroberung eigentlich ein Gegenüber festmachen lässt? Von wem soll die Nacht zurückgeholt werden? Wer sind die Akteur*innen?

Mika Egal: Für mich lässt sich ganz klar ein Gegenüber festmachen, und zwar die gesellschaftspolitische Dominanz der Normalität. Immer wieder flammt die Hoffnung auf, dass diese Begrifflichkeit und die damit verbundenen Moralvorstellungen und heteronormativen, katholischen Denkmuster aufgebrochen werden. Doch dann erfährt man von aktuellen Wahlergebnissen und da liegt der nächste Gedankensprung weiter in der Vergangenheit als einem lieb ist. Aus diesen Normvorstellungen entstehen Diskriminierungen und Stigmatisierungen, von denen vor allem BIPoC und FLINTA Personen in ihrem Alltag betroffen sind. Die Aufforderung »Reclaim!« ist für mich auch ein Kampfruf, der sich anschließt an die Frauenbewegung der 1970er Jahre. Hier wurde mit dem Slogan »Reclaim the night« die Forderung nach einem sicheren Bewegen durch die Nacht und gegen Gewalt an Frauen* ausgerufen. In Österreich, dem Land der Femizide, heute ein immer noch aktuelles Thema. Clubräume und Orte, an denen gefeiert, getanzt und konsumiert wird, sind leider immer noch Orte, an denen immer wieder Übergriffe und traumatisierende Erlebnisse stattfinden. Sei es durch eine explizite Tat, dem darauffolgenden Umgang damit oder dem fehlenden Bewusstsein über unterschiedliche Bedürfnisse. Dadurch geht das Potential der Clubkultur verloren, widerständig gegen strukturelle Diskriminierung zu agieren, bestehende Normen zu kritisieren und neue gesellschaftspolitische Strategien zu erproben. Betroffene fangen oft an, sich zurückzuziehen und Orte zu meiden, weil sie diese nicht als sichere Räume, sondern als gewaltvolle Orte empfinden. »Reclaim the clubnight!« ist ein Aufruf dazu, sich Räume der Nacht zurückzuholen. Der Aufruf ist an alle gerichtet, die Diskriminierung, Stigmatisierung und strukturelle und sexualisierte Gewalt erfahren haben. Genauso geht er aber an alle Veranstalter*innen und Clubbetreibende und ist eine Aufforderung, Räume zu schaffen, in denen es Handlungsstrategien gibt.

Moritz Pisk: Wie relevant und gegenwärtig dieser Schwerpunkt ist, zeigt ein schneller Blick rund um Diskussionen um rein männliche Bookings in einem Wiener Club, der sich dem Selbstverständnis nach als subkultureller, queerer Safer Space verstehen möchte. Spätestens an dem Punkt, an dem diese Programmierung auch noch mit den Worten »Qualität vor Geschlecht« argumentiert wird, hilft nur noch ein Aufstand der Night Creatures und ihrer Dämonen. Zugleich gibt es aktuell einen sehr populären Hype rund um Club- und Technokulturen. In großen Fast-Fashion-Filialen wird kinky Rave Wear angeboten, auf TikTok gibt es How-to Videos vom ‚richtigen' Tanzschritt bis hin zur Wahl der »Schnellen Brille« oder des ‚wahren' Outfits. Clubkultur und Rave werden zum hippen und urbanen Lifestyle-Accessoire. Und somit ist die Aufmerksamkeit für das Thema, auch durch Social Media bedingt, hoch wie nie. Ich möchte dein Programm in der Stadtwerkstatt auch gewissermaßen als Reaktion auf diese Entwicklung sehen. Als Versuch, die (wenigen) produktiven Strukturen des Hypes mobil zu machen. Teilst du diese Einschätzung?

Mika Egal: Genau diese Überlegung hat mich zu Beginn der Planung der Veranstaltungsreihe beschäftigt. Den Hype des Populär-Techno und seine mediale Repräsentation habe ich aktiv beobachtet und das sogar mit Begeisterung. Wenn man es positiv betrachtet, ist es eine neue Form von Pop-Art, nur ohne dass die Agierenden wissen, wen oder was sie zitieren. Und somit ist es am Ende natürlich eine plakative Veranschaulichung der Mechanismen des Kapitalismus, in dem sich eine Subkultur als ein für die Massen produziertes Mode-Outfit wiederfindet. Ich bin selbst großer Pop-Fan, war in den 90ern noch zu jung, um in Clubs zu gehen. Ich hab aber trotzdem in meiner Mode Elemente von Rave integriert, die ich heute immer noch als ästhetisch empfinde, damals aber keine Ahnung hatte, wo die Trends herkommen, die mir gefallen. Und ich finde es total spannend mitzuerleben, wie sich solche Dinge wiederholen und ich es jetzt ganz anders einordnen und analysieren kann. Dem gegenüberstellen kann man die Free-Tekno-Szene, die ja auch heute noch existiert und als subkulturelles Konstrukt bezeichnet werden kann. Es lässt seinen widerständigen Kern zumindest noch erahnen. In Italien zeigt sich aktuell, wie relevant Rave als Protestform ist. Die dort gerade stattfindenden Protest-Raves sind eine Reaktion auf eine Gesetzesänderung der neofaschistischen Regierung, auf deren Grundlage Versammlungen von mehr als 50 Personen schneller aufgelöst und bestraft werden können. Das betrifft wegen der vagen Formulierung nicht nur selbstorganisierte Partys, sondern auch Streiks und Proteste. Raven gegen Repressionen hat natürlich eine ganz andere Energie als ein ›Rave‹ in einer Großraumdisko, wo DJ*s im Techno-Kostüm die Menge animieren und im Publikum keine Mittelfinger Richtung Exekutive der Regierung gezeigt werden, sondern Smartphones um die Wette mit den Lasern leuchten. Diese Form des Free-Tekno erschien mir jedoch für einen Clubraum in etwa so, als würde man Street-Art und Graffiti in einem Museum zeigen. Deswegen integriert NIGHT CREATURE'S DEAMONS Positionen, die bewusst gesellschaftspolitische und popkulturelle Aspekte der Club- und Technokultur reflektieren. Es werden zum Beispiel Elemente des Hyper-Pop und Abstract Club vorkommen, die konzeptuell mit der Dekonstruktion von Geschlechtlichkeit in der Stimme oder mit der vermeintlichen Pflicht, Musik einem Genre zuordnen zu müssen, arbeiten.



Moritz Pisk: Die »Berlin Clubcommission« hat kurz vor Beginn der Pandemie eine wissenschaftlich begleitete Standortstudie unter dem Titel »Clubkultur: Dimensionen eines urbanen Phänomens« in Auftrag gegeben. Dabei wurde vordergründig die historische und vor allem wirtschaftliche Relevanz der Berliner Clubs untersucht. Die klar marktlogische Ausrichtung dieser Studie zeigt auf, wie groß der Einflussbereich dieser ›Subkultur‹ mittlerweile ist. Im Vorwort der Studie wird die Konstruktion eines Clubs als Zusammenspiel von drei Faktoren, nämlich »Raum, Programm und Szene« definiert. Die Idee vom Club als Freiraum, als gemeinschaftsbildenden Safer Space bedingt immer eine Form von Ausschluss, ein Spannungsfeld zwischen Inklusion und Exklusion. Das kann ganz sanft über Ästhetik und Booking passieren: Das von dir kuratierte Musikprogramm wird eine Szene ansprechen, die dann mit ihrer Vorstellung von Clubkultur auf die Veranstaltung kommen wird. Aber auch Abschottung und Geheimhaltung, Stichwort Freetek, sind defensive Strategien in diesem Zusammenspiel. Die offensichtlichste und oft als gewaltvoll wahrgenommene Geste hingegen bleibt die Selektion des Publikums – der ‚Szene' – an der Türe. Je progressiver ‚Raum' und ‚Programm' konzipiert sind, umso sanfter lässt sich die Arbeit an der Türe gestalten. Doch sie ist unumgänglich, wenn das beschrieben Zusammenspiel im Sinne der Ermöglichung von Freiräumen funktionieren soll. Wird es eine ‚Türe' geben? Werden die eingeladenen Awareness-Teams an der Türe unterstützen?

Mika Egal: In der Veranstaltungsreihe sind verschiedene Kollektive eingeladen, ihre Konzepte umzusetzen, dabei habe ich bewusst unterschiedliche Strategien ausgewählt, der Fokus liegt aber auf queer-feministischem Empowerment. Die Konzepte werden personell von den Kollektiven vor Ort umgesetzt, sie bekommen Unterstützung vom Haus, wenn erwünscht. Das Ziel ist, aus dieser Erfahrung heraus, durch das Erproben unterschiedlicher Konzepte, diese Konzepte auf ihre potentielle Langfristigkeit hin zu reflektieren. So, dass sich aus dem Experimentieren dieser Veranstaltungsreihe auch ein Nachhall entwickelt. Das sind Experimente und Überlegungen, die in der Stadtwerkstatt verwurzelt sind. »Reclaim the city!« und die Frage danach, wem die Stadt gehört, sind ganz eng geknüpft mit der Entstehungsge-schichte der Stadtwerkstatt. Die Stadt zu seiner Werkstatt machen, mit ihr arbeiten, sie verändern. Moritz, du planst für das kommende Semester ein Seminar an der Kunstuni Linz, das sich mit der Besetzung von Orten und daraus entstandenen Kultur-Freiräumen beschäftigt. Das Besetzen von Häusern ist ein autonomer Reclaim, der heute, scheinbar vor allem in der Kunst- und Kulturwirtschaft, eher in die Form der Zwischennutzung übergegangen ist, einem weit weniger radikalen Prinzip. Warum denkst du hat sich die Art des Umgangs mit Orten geändert? Ziehst du daraus Rückschlüsse auch auf Veränderungen in bestehenden Kultur- und Clubräumen?

Moritz Pisk: Genau dieser Frage werden wir in den Workshops an der Kunstuni nachspüren. Zum einen sind die bekannten Bilder und Ideen von Hausbesetzung aus heutiger Sicht bereits stark nostalgisch aufgeladen, für viele wirken sie vielleicht geradezu aus der Zeit gefallen. Ruth Beckermanns großartiger Film über die Arena-Besetzung führt uns das recht eindrücklich vor. Die Schwarz-Weiß-Aufnahmen der Dokumentation rücken das Jahr 1976 in einer Art unbestimmte und weit zurückliegende Vergangenheit, auf die es aus der Gegenwart heraus keinen Zugriff mehr zu geben scheint. Zugleich erzählen Räume, deren Geschichte auf Hausbesetzungen basiert, wie eben die Arena oder das WUK in Wien, heute oftmals nur noch am Rande von ihrer eigenen Historie. Deswegen werden wir uns im Seminar auch nochmals mit den jeweiligen Entstehungsgeschichten beschäftigen, denn nur so lässt sich ein produktiver Vergleich mit den von dir beschriebenen, gegenwärtigen Strategien wie Zwischennutzung oder dessen gänzlich teuflischen, marktorientierten Zwilling, dem ‚Pop-Up' herstellen.

Mika Egal ist seit zwei Jahren als Kritikerin der (kulturellen) Strukturen der Stadt Linz aktiv. Dabei musste sie feststellen, dass seit Jahrzehnten die gleichen Fragen gestellt werden, diese aber unbeantwortet bleiben. Momente des Scheiterns und der Irritation als künstlerische Strategie nutzend, versucht sie diese Fragen neu zu kontextualisieren, um Antworten zu provozieren. Aktuell kuratiert sie die Reihe NIGHT CREATURE'S DEAMONS in der Stadtwerkstatt.

Moritz Pisk ist Kulturwissenschafter und Universitätsassistent an der Kunstuniversität Linz. Er arbeitet zu politischen Potentialen und de/kolonialen Strukturen im zeitgenössischen Techno.

NIGHT CREATURE'S DEAMONS:

Clubreihe monatlich bis Juni in der STWST

Auf Einladung der Stadtwerkstatt hat Mika Egal die Reihe **NIGHT CREATURE'S DEAMONS** unter dem Motto »Reclaim the Clubnight!« kuratiert – und als Clubreihe mit Focus queerfeministisches Empowerment.

Jede Veranstaltung folgt dabei einem anderen Konzept, das von unterschiedlichen Artists und Kollektiven umgesetzt wird. Die Reihe startete am **25. Februar 2023** mit Evita Manji, Awa* und sch4tz1, im März steht ein FLINTA* DJ Workshop am Programm.

Mtba: Termine finden monatlich statt. Das bis Juni stattfindende Programm wird laufend ergänzt. Ebenso der begleitende Diskurs und mehr zur politischen und feministischen Schlagkraft der Reihe.

nightcreaturesdeamons.stwst.at

RECLAIM THE CLUBNIGHT:

Symposium Ende Juni

Die Abteilung für Kulturwissenschaft der Kunstuniversität Linz lädt in Kooperation mit NIGHT CREATURE'S DEAMONS zum Symposium.
Jahrzehntelange Erfahrungen aus dem Kampf um kulturelle Räume treffen auf das gegenwärtige Streben nach Safer Spaces. Kulturhistorisch informiert wollen wir so die Eindrücke und Experimente aus der Clubreihe mit Überlegungen und Spekulationen über die Zukunft von Clubkultur und urbanen Freiräumen verflechten.

Interessensbekundungen an ***office@stwst.at***, die STWST leitet das Interesse an die Abteilung für Kulturwissenschaft weiter.

STADTWERKSTATT VERANSTALTUNGEN MAERZ/APRIL/MAI

Aktuelle Infos: club.stwst.at

Do. 02.03.23 :: 21:00
turn | table | tennis

Fr. 03.03.23 :: 22:00
BassInvadaz
drum'n'bass

Mi. 08.03.23 :: 19:00
8. März in der STWST:
Feminist*innen
lesen Feminist*innen

Fr. 10.03.23 :: 20:00
EsRap + Snessia + LNZ BLOCKPARTY
hip hop, rap

Sa. 11.03.23 :: 21:00
DJ Marcelle + Gis Orchestra ft.
Elisabeth Harnik + elasoul
bass, electronic

Fr. 17.03.23 :: 22:00
BLVZE pres. Dub Ape & Phentix
grime, bass, garage, dub

Sa. 18.03.23 :: 22:00
O WOW Tanzabend
soul, 60s, boogie

Do. 23.03.23
Night Creature's Deamons
FLINTA* DJ Workshop

Fr. 24.03.23 :: 20:00
Prediction + Sloow
metal

Mo. 01.04.23
Qlash pres. Noppen Air Warm Up

Sa. 06.04.23
Sample As That
+ turn | table | tennis

Mi. 12.04.23 :: 20:30
Petrol Girls
punk

Fr. 14.04.23 :: 20:00
Ockham's Blazer
hip hop, beat, jazz

Sa. 15.04.23 :: 19:30
Shredfest
metal

Fr. 21.04.23 :: 21:30
Elektro Guzzi +
Rome in Reverse + Tudd
techno, electronic

Sa. 22.04.23 :: 20:00
Indieverse 3.0
indie, pop, rock

Mi. 26.04.23 :: 20:30
1000 Mods + Godsleep
rock, stoner

Fr. 28.04.23 :: 20:30
Austrofred + Kurt Razelli
austropop

Sa. 29.04.23
Night Creature's Deamons #3

Do. 04.05.23
turn | table | tennis

Fr. 05.05.23 :: 20:30
Bikini Beach +
Johnny and the Rotten
punk, rock

Fr. 12.05.23 :: 22:00
BassInvadaz
drum'n'bass

Sa. 13.05.23
Drahthaus
electro, techno

Fr. 19. + Sa. 20.05.23
STREAM Festival

Do. 25.05.23
Night Creature's Deamons #4

Fr. 26.05.23
Die Partie Release Show
punk

Bild: Michael Aschauer

Impressum versorgerin Nr. 0137 / märz 2023 . herausgeberin: »stadtwerkstatt«, kirchengasse 4, A-4040 linz . tel: 0732-731209 . fax: 0732-711846 . e-mail: versorgerin@servus.at . web: versorgerin.stwst.at . redaktion: astrid benzer, tanja brandmayr, claus harringer, kurt holzinger, paul schuberth, franz xaver . basisbild: ausstellungsansicht s()fia braga: »felt cursed, might delete later«, foto: tanja brandmayr. 3 bilder, ins cover als offene fenster eingearbeitet: michael aschauer. gestaltung cover gesamt: versorgerin redaktion . layout: astrid benzer, astrid.benzer@liwest.at . basislayout/entwurf: us(c)hi reiter . anzeigen: versorgerin@stwst.at . auflage: 8.000 stück . druck: landesverlag wels . **RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENGASSE 4, 4040 LINZ**